Bor.
333
w

Bor. 333 w
51

216 a/93

H. a. 93 151 G b. 4
010302
K.B. ARTILLERIE REGIMENT PRINZ LUITPOLD
00

Vertheidigung
Friedrichs des Großen

in Ansehung der Fehler
welche ihm
in der Charakteristik
der
wichtigsten Ereignisse
des
siebenjährigen Krieges ꝛc.
schuld gegeben werden.

[Gebhardt, Johann Georg]

Nebst einem Anhange
über
seine Erfindung der schrägen Schlachtordnung.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai.
1803.

Gdl/67/2130
K. P. B.
d. H. A. R.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbestand 40465

Inhalt.

I. Ueber die Entstehung des siebenjährigen Krieges 11

II. Ueber die Schlacht bey Lowositz 18

III. Ueber die Schlacht bey Prag am 6ten May 1757 21

IV. Ueber die Schlacht bey Kollin 36

V. Ueber den Rückzug des Prinzen Wilhelm von Preußen aus Böhmen 46

VI. Ueber den Zug nach Mähren und die Belagerung von Olmütz 51

VII. Ueber die Schlacht bey Zorndorf . . . 54

VIII. Ueber die Schlacht bey Hochkirchen . . . 60

IX. Ueber die Schlacht bey Kunersdorf . . . 64

X. Ueber die Gefangennehmung des Finkschen Korps bey Maxen 74

XI. Ueber die Niederlage des Fouquetschen Korps . 78

XII. Ueber die Belagerung Dresdens von den Preußen 81

XIII. Ueber die Schlacht bey Torgau 83

XIV. Ueber die Eroberung von Schweidnitz durch den General Laudon 85

XV. Anhang. Ueber die Erfindung der schrägen Schlachtordnung, und was dem Könige dazu Gelegenheit gegeben 89

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Es ist nicht zu leugnen, daß in der Geschichte des siebenjährigen Krieges noch manches dunkel ist. Eine jede Bemühung, diese Dunkelheiten aufzuhellen, die Begebenheiten aus ihren wahren bisher zum Theil verborgenen Ursachen herzuleiten, und die Thatsachen in das rechte Licht zu stellen, wird also auch dem Publikum und besonders dem wißbegierigen Leser willkommen seyn müssen. Diese Bemühung hat auch der Herr Verfasser der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges *) übernommen. Eine Charakteristik des siebenjährigen Krieges würde eigentlich ein Werk seyn, welches das Eigenthümliche und Besondere dieses Krieges ins Licht zu stellen sucht. Der Herr Verfasser hat aber das Wort hier in einer andern Bedeutung genommen. Er leitet die Unternehmungen und Schicksale der Heere vornehmlich aus dem Gemüthscharakter und der individuellen Denkungsart der Heerführer her.

Man kann mit Wahrheit behaupten, daß in diesem Werke manches Unbekannte aus seiner Verbor-

*) Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges, in Rücksicht auf Ursachen und Wirkungen, von einem Zeitgenossen. Berlin 1802. 2 Theile in gr. 8.

genheit ans Licht gezogen worden, und daß die Geschichte dadurch bisweilen eine ganz andere Gestalt erhalten hat. Man findet hier bisweilen, besonders im ersten Theile, einen Schatz von Nachrichten, Anekdoten, Charakterschilderungen, welche auf das Ganze allerdings ein gewisses Licht werfen, und doch bisher theils unbekannt, theils ungenutzt geblieben sind. Dadurch wird nun freilich die Geschichte des siebenjährigen Krieges anziehender, und kann also auch, so weit sie wahre Geschichte, wahrhafte Darstellung der Begebenheiten nach ihrem Zusammenhange ist, lehrreicher werden. Allein ein Geschichtschreiber, welcher, wie der Herr Verfasser, so viel Neues erzählt, die Begebenheiten oft aus ganz andern Ursachen herleitet, und so sehr von allen übrigen Geschichtschreibern abweicht, sollte doch wohl auch die Quellen genau anzeigen, aus welchen er geschöpft hat; sollte doch wohl das, wovon er Augen- und Ohrenzeuge war, von dem gehörig absondern, was er nur von Andern, welche oft nicht Augenzeugen waren, gehört hat, oder was ihm durch ein bloßes Gerücht bekannt geworden ist. In manchen Fällen ist das allerdings geschehen, aber nicht in allen.

Er sagt z. B. daß er den Operationsplan zum Feldzuge des Jahres 1757 für den Feldmarschall Keith ins Französische übersetzt habe (1. Thl. S. 84); daß er nach der Schlacht bey Hochkirchen mit dem Könige gesprochen, und ihm gesagt habe, der heutige Unfall sey eine bloße Schramme oder Fleischwunde, die der König bald wieder heilen werde. — Der König habe hierauf geantwortet: glaubt er das? — und hernach hinzugefügt: er soll sehen, wie ich den

Daun fassen werde, nur bedaure ich, daß heute so viele brave Leute haben ums Leben kommen müssen (1. Thl. S. 360). Er erzählt ferner (2. Thl. S. 141) daß er im Jahre 1759 zur Verpflegung des Ziethenschen Korps sey angestellt worden. Er beruft sich besonders auf den verstorbenen Generallieutenant von Retzow, der bey dieser oder jener Unterredung des Königs, oder Begebenheit des Krieges gegenwärtig gewesen seyn, und das und das gesagt haben soll. Es erhellet auch aus verschiedenen Umständen, daß der Herr Verfasser mit diesem General in einer sehr genauen Verbindung gestanden, und das allgemeine Gerücht sagt, daß er sein Sohn, und im siebenjährigen Kriege sein Adjutant gewesen ist. Er behauptet deshalb (Vorrede S. XI), daß er die Bemerkungen über die wichtigsten Begebenheiten dieses Krieges, welche er hier dem unparteyischen Publikum vorlegt, theils (selbst) während des Krieges gesammlet, theils von unterrichteten Personen erhalten habe.

Es scheint auch allerdings, daß bey diesem Werke schriftliche Aufsätze zum Grunde liegen. Vielleicht rühren einige derselben von dem verstorbenen General Retzow selbst, andere aber von dem Herr'n Verfasser her. Dieselbe Erzählung, daß der König den Prinzen Heinrich, seinen Bruder, beschworen habe, im Fall er, der König, im Kriege bleiben oder gefangen werden sollte, in keinen schimpflichen Frieden zu willigen, steht zweymal in diesem Buche, 2. Thl. S. 98 und 1. Thl. S. 364. Dieselbe Sage, daß die Russen vor dem siebenjährigen Kriege geglaubt, sie würden, wenn sie im Kriege in Deutschland blieben, in Rußland wieder auferstehen, wird 1. Thl. S. 181

und S. 325 in der Anmerkung, dort bestimmter und hier unbestimmter, erzählt, aber jedesmal mit der Bemerkung, daß es dem philosophischen Friedrich II vorbehalten gewesen sey, eine Nation, die er haßte und verachtete, aufzuklären oder aus ihrem Irrthume zu reißen. Wenn nun der Herr Verfasser jene Erzählung und diese Sage erst bey der Abfassung dieses Werkes niedergeschrieben und erst damals die angezeigte Bemerkung gemacht hätte: so hätte er das schwerlich so bald vergessen, und in dem letztern Falle sogar zweimal dieselbe Bemerkung hinzufügen können. Hatte er aber einen schriftlichen Aufsatz, in welchem jene Erzählung, und einen andern, in welchem diese Sage nebst der Bemerkung stand: so wird Alles begreiflicher. Es ist also allerdings wahrscheinlich, daß das gegenwärtige Werk zum Theil aus dergleichen schriftlichen Aufsätzen entstanden, welche erst nachher in Ordnung gebracht, und aus andern bekannten Schriften über den siebenjährigen Krieg erweitert worden sind.

Indessen würde man sich doch einen viel zu hohen Begriff von diesem Werke machen, wenn man sich einbilden wollte, es rühre nicht blos von einem Zeitgenossen, sondern sogar von einem Augenzeugen her, der den ganzen Krieg hindurch bey allen wichtigen Begebenheiten gegenwärtig gewesen sey. Der Herr Verfasser hütet sich selbst, so etwas zu behaupten. Der General von Retzow starb, wie es bekannt ist, schon im Jahre 1758, im dritten Jahre des siebenjährigen Krieges. Folglich können seine schriftliche Aufsätze, und seine mündliche Erfahrungen und Nachrichten, auch nicht weiter reichen, als bis dahin.

Da aber dieser Krieg bis zum Jahre 1763 dauerte: so bleiben noch vier Jahre übrig, die er gar nicht erlebt hat, und davon die Nachrichten, welche sich in diesem Werke finden, nicht von ihm seyn können. Ja selbst in den drey ersten Jahren dieses Krieges, als er noch lebte, war er nicht einmal bey allen Hauptbegegebenheiten gegenwärtig, z. B. nicht bey der Schlacht bey Kollin, sonst würde sich der Hr. Verfasser dieser Schrift nicht auf den verstorbenen General von Gaudi in Ansehung dieser Schlacht berufen. Er hätte ja die Nachrichten davon näher und besser von seinem Vater haben können. Was nun die Nachrichten betrifft, welche von dem Hrn. Verfasser selbst herrühren: so sind sie zwar immer schätzbar. Er kann aber, so lange er Adjutant bey seinem Vater war, auch nur von dem ein Augenzeuge gewesen seyn, was unter dem Oberbefehle desselben vorgefallen ist. Nach dem Tode desselben verhielt sich die Sache noch anders; da konnte er von Allem dem, was vorfiel, nicht mehr selbst sehen, und erfahren, als ein jeder anderer Officier, der, wie er, zur Verpflegung, oder zu irgend einem andern Geschäfte bey irgend einem Korps angestellet ist.

Was nun der Hr. Verfasser selbst gesehen hat, oder wobey er selbst gegenwärtig gewesen, oder wofür er einen Augenzeugen anführt, darin wird ihm gewiß niemand die Glaubwürdigkeit absprechen. — Allein das kann immer nur das Allerwenigste seyn, da ein Officier, welcher bey der einen Armee angestellt war, ja nicht überall, bey allen Armeen und in allen Provinzen, worin der Krieg geführet wurde, gegenwärtig seyn, und auch nicht einmal überall einen zuverläs-

sigen Freund haben konnte. Ganz anders ist es aber mit dem, was ihm von Andern, welche nicht Augenzeugen waren, ist erzählt worden, oder was als ein bloßes Gerücht sich schon im Kriege oder nachher ausgebreitet hat. Daß alles das, zumal wenn es höchst unwahrscheinlich und andern Thatsachen und Geschichtschreibern widerspricht, nicht durchaus zuverläßig und über einen jeden Zweifel erhaben seyn könne, ist wohl für sich klar. Wenn also die Geschichte auf dergleichen Nachrichten beruhet, und die einzelnen Begebenheiten derselben auch nur zum Theil aus dergleichen unzuverläßigen Erzählungen hergeleitet werden: so bekommt sie dadurch zwar eine andere Gestalt, und täuscht auch wohl manchen Leser durch ihre Neuheit, aber es ist deshalb nicht die wahre Gestalt, der wahre Zusammenhang der Dinge.

Besonders ist dieses Neue, dieses Unbekannte blendend und anziehend, wenn es Fehler betrifft, welche dadurch einem großen Manne zur Last gelegt werden. Es liegt schon in der Natur des Menschen, daß er den, welchen er über sich erhaben fühlt, gern zu sich herabgezogen sieht. Man lieset mit einem gewissen Interesse die Fehler, welche der große Mann nach den gemachten neuen Entdeckungen begangen haben soll, zumal wenn sie in einem blendenden Lichte dargestellet werden. Ein blendendes Licht ist aber nicht immer ein wahres wohlthätiges Licht, und eine auch nur zum Theil auf unverbürgte Anekdoten beruhende Geschichte von Begebenheiten, die durch die Fehler eines solchen Mannes erfolgt seyn sollen, ist nicht eine wahre Geschichte: sondern selbst wider die Absicht des Geschichtschreibers sind nur die Haupt-

begebenheiten wahr, aber die Nebenumstände und der Zusammenhang sind zum Theil unrichtig, zum Theil noch manchem Zweifel unterworfen.

Schon Loyd hat eine ähnliche Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben, worin bey vielem Wahren und Zuverläßigen, sich auch viel Unrichtiges fand, und Friedrich II viele und große Fehler zur Last gelegt wurden. Sie erhielt wegen der Freymüthigkeit, womit er den König tadelte, wegen des blendenden Scheins, den er seinen Behauptungen zu geben wußte, und wegen der vielen kleinen und damals noch unbekannten Nebenumstände, die er dabey erzählte, hier und da Beyfall. Aber sachverständige und einsichtsvolle Männer, worunter Hr. von Tempelhof vornehmlich gehört, zeigten bald das Unrichtige in den Erzählungen und das Unstatthafte in den Behauptungen desselben, und zerstreuten so den falschen Schimmer, den er über manche Begebenheiten verbreitet hatte. Da Loyd sich nicht vertheidigte; so hätte man glauben sollen, die Sache sey zu Ende und zum Vortheile des Königes entschieden. Indessen hat der Herr Verfasser des gegenwärtigen Werks für gut gefunden, Friedrich II einen großen Theil der Fehler von neuem wieder aufzubürden, welche ihm der Engländer aufgebürdet hatte, und hier Manches wieder aufzunehmen, was in dem Tempelhofschen Werke längst und gründlich widerlegt worden ist, ohne auf diese Widerlegung nur im mindesten Rücksicht zu nehmen, oder neue Gründe für seine Meinung beyzubringen. Ein solches Verfahren erweckt wenigstens bey dem Leser kein gutes Vourtheil für den Geschichtschreiber. Es läßt sich keine vernünftige rechtliche

Ursach davon angeben. Man kommt dabey so leicht auf den Gedanken, daß dabey irgend eine besondere Absicht zum Grunde liege, so sehr man auch geneigt ist, das Gegentheil zu glauben.

Zu dem allen kommt nun aber noch ein besonderer Umstand, welcher es höchst wahrscheinlich macht, daß man in dieser Schrift die Sachen nicht immer von der rechten Seite angesehen hat, und daß manche Urtheile über das Verfahren und Benehmen des großen Königes offenbar zu hart sind.

Es ist bekannt, daß sich der General von Retzow kurz vor der Schlacht bey Hochkirchen die Ungnade Friedrichs II. zuzog, und daß ihn, wie hier gesagt wird, der Arrest den er bekam dermaßen kränkte, daß er seinen Tod, welcher gleich nach der Schlacht an der Ruhr erfolgte, beschleunigen half. Wir wollen diese Meinung des Hrn. Verfassers dahin gestellt seyn lassen. Indessen giebt er bey dieser Gelegenheit nicht undeutlich zu verstehen, daß Friedrich II. die Verdienste dieses Generals verkannt und ihn hart behandelt, ob er gleich eben bey dieser Schlacht bey Hochkirchen die Armee gerettet habe. Der König habe ihm, als er gleich nach der Schlacht krank geworden, nicht einmal erlauben wollen, sich nach Dresden bringen zu lassen, weil dazu ein Paß des feindlichen Heerführers nöthig gewesen, um welchen der König nicht nachsuchen wollen. Der kranke General habe also der Armee nach Schweidniz folgen müssen, woselbst er gleich nach seiner Ankunft gestorben sey, ob er gleich sonst, wie hier hinzugefügt wird, wohl noch hätte gerettet werden können.

Daß der Hr. Verfasser an dieser unverdienten Kränkung seines Vaters und an dem unglücklichen Tode desselben Theil nimmt, ist ihm wohl keinesweges zu verdenken. Indessen ist es doch auch sehr natürlich, daß er wegen der Art, womit der König diesen General, auch bey allen seinen Verdiensten, wenigstens seiner Meinung nach, behandelte, einen Unwillen auf den König werfen mußte. Da er nun seinen Vater, und seinen Führer und Gefährten auf der Bahn des Ruhms sehr liebt und ehret — denn wie viel Mühe giebt er sich nicht in diesem Werke, die Verdienste desselben recht ins Licht zu stellen — so muß sein Unwille über den König wohl nicht klein gewesen seyn. Und sollte dieser sein Unwille sich mit den Jahren wohl so ganz verloren haben; sollte er nicht bey einer jeden Zurückerinnerung an das traurige Schicksal seines Vaters, wieder rege geworden; sollte er nicht schon in den schriftlichen Aufsätzen, welche bey diesem Werke zum Grunde liegen, sichtbar gewesen seyn? — Wenn man das erwägt, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß dieser Unwille des Hrn. Verfassers über Friedrich II., so gerecht er auch seyn mag, doch nicht ohne Einfluß auf das gegenwärtige Werk, auf die Ansicht und Darstellung mancher Begebenheiten und auf die Urtheile gewesen ist, welche er über den König und sein Verfahren im siebenjährigen Kriege bisweilen mit so vieler Härte gefället hat. Auch der beste Mensch kann von dem der ihn gekränkt, der ihm, wie hier der Fall ist, das Herz verwundet hat, selbst nach vielen Jahren, selten mit völliger Unbefangenheit und Unparteylichkeit sprechen

oder schreiben, so fest er es sich auch vorgenommen hat. Ja, je edler dieses Herz ist, und je mehr es den gefaßten Unwillen zu unterdrücken, oder doch zu verbergen sucht, desto mehr bemerkt insgemein der Unbefangene den Kampf, welchen die Vernunft mit der Leidenschaft gekämpft hat. Auch bey allen Lobeserhebungen und Achtungsbezeugungen gegen den großen König, sind doch die Spuren hiervon ganz unverkennbar in diesem Werke. — Daß Friedrich II. Undankbarkeit, Härte, Egoismus, und Ehrgeiz schuld gegeben werden, ist auch wohl schon von Andern geschehen. Aber daß man nun aus diesen Leidenschaften, davon die beyden erstern, weil sie nicht in seinem Charakter lagen, ihn seltener als die beyden letztern überraschten, Begebenheiten und Unternehmungen im siebenjährigen Kriege herleiten will, welche ganz offenbar aus andern, auch wohl bekannten Ursachen herrührten; daß man bisweilen hier der Leidenschaft oder der Uebereilung des Königes zuschreibt, was man entweder dem Zufalle, oder wohl gar der Klugheit der Ueberlegung, und den erhabenen Grundsätzen der Kriegeswissenschaft, und seiner Geistesgegenwart zuschreiben sollte: heißt nicht nur von der Wahrheit abweichen, sondern es heißt auch in der That das Verdienst heruntersetzen, den Glanz desselben verdunkeln, den Ruhm beflecken, womit Friedrichs II. Name in der Geschichte strahlt.

Da nun das der Herr Verfasser, wie man aus so manchen Aeußerungen in diesem Werke sieht, und wie man ohnehin voraussetzen muß, nicht gewollt hat, indem er wohl keinesweges zu denen gehöret, die sich wie die Kinder freuen, daß auch die Sonne

Flecken hat, und deshalb immer nur von diesen Flecken reden, aber darüber vergessen, daß sie Leben, Licht und Wärme, so weit nur ihre Strahlen reichen, verbreitet: so werden ihm die gegenwärtigen Bemerkungen Gelegenheit geben, Manches genauer zu untersuchen, die Quellen seiner Nachrichten sorgfältiger zu prüfen, und manche unverbürgte Thatsachen, und manche harte Urtheile über Friedrich II. entweder zurück zu nehmen, oder zu bestätigen, mehr ins Licht zu stellen und mich eines bessern zu belehren, welche Belehrung als solche ich gern und mit Dank annehmen will. Ich werde indessen meine Bemerkungen nur auf das Wichtigste einschränken.

I. Ueber die Entstehung des siebenjährigen Krieges.

Der Graf Herzberg hat schon behauptet, daß dieser Krieg vielleicht unterblieben wäre, wenn ihn der König nicht angefangen hätte. Der Herr Verfasser des gegenwärtigen Werks ist nun zwar nicht ganz dieser Meinung, er glaubt aber doch, daß der Entschluß Friedrichs II. Sachsen zu überfallen, und Oesterreich anzugreifen, ein sehr rascher Entschluß, und die ganze Sache ein sehr gewagtes Unternehmen gewesen sey, welches sich nur durch die Umstände enschuldigen lasse. Denn da Oesterreich, Sachsen und Rußland schon zehn Jahre lang kabalirt und intriguirt hatten, um das Kriegesfeuer anzuzünden und anzublasen: so sey es sehr wahrscheinlich, daß dieser Krieg zwar nicht ganz unterblieben, aber doch vor der Hand noch nicht ausgebrochen wäre, wenn

nicht der General Winterfeld aus Haß gegen Rußland, aus Zorn über die Kabalen Sachsens und Oesterreichs, aus Stolz über die vermeintliche Unüberwindlichkeit des preußischen Heeres, und aus Ehrgeiz im Kriege eine wichtige Rolle zu spielen, und sich unentbehrlich zu machen, nicht nur überhaupt zum Kriege, sondern auch zum plötzlichen Angriff gerathen, den König, indem er die Gefahr größer vorgestellet als sie gewesen, unaufhörlich dazu angetrieben hätte. Worauf sich nun freylich der König ohne Aufschub zum Angriffe entschlossen, aber sich dadurch auch in eine Gefahr gestürzt habe, deren Ausgang keine menschliche Klugheit habe vorhersehen können.

Da dieses ganze Räsonnement sich zum Theil auf Thatsachen zu stützen scheint, und einen blendenden Schein hat: so ist es wohl der Mühe werth, es gehörig auseinander zu setzen.

Es ist wahr, daß keine menschliche Klugheit alle die Folgen vorher sehen konnte, welche der Krieg und der schnelle Angriff des Königes für ihn und für den preußischen Staat haben würde. Das Glück des Krieges ist allzeit ungewiß; die Russischen und Oesterreichischen Heere waren damals nicht mehr so verächtlich als der König glaubte; der Ueberfall Sachsens mußte nothwendig Alles wider ihn aufbringen, und er setzte bei diesem gewagten Unternehmen das Wohl des ganzen Staats aufs Spiel. Allein es konnte doch auch keine menschliche Klugheit vorher sehen, was in dem entgegengesetzten Falle die Folgen seyn würden; oder gar behaupten, daß der König (und der Staat) besser daran seyn würde,

wenn er den Ausgang der Kabalen ruhig abwartete, seine Feinde sich immer mehr zum Kriege vorbereiten, die Gefahr näher kommen, oder wohl gar die feindlichen Armeen schon an seine Grenzen rücken ließ, und dann erst das Schwerdt zu seiner Vertheidigung zog. Vielmehr schien in dem letztern Falle sein Untergang ganz unvermeidlich zu seyn, da er im Gegentheile Hoffnung hatte, wenn er schnell Sachsen unterdrückte, über Oesterreich herfiel und seine Heere zu Grunde richtete, die übrigen abzuschrecken und so die Gefahr abzuwenden. Wenn Friedrich II. hierbey allerdings viel wagte: so wagte er in der That nicht weniger und vielleicht noch mehr in dem andern Falle. Er befand sich also in einer Lage, worin nothwendig viel gewagt werden mußte. Der Herr Verfasser sagt ja selbst (S. 38 im ersten Theile): „Bei dieser Lage der Sachen blieb dem Könige von „Preußen keine andre Wahl übrig, als die Sicher„heit und Erhaltung seiner Staaten in seiner eignen „Stärke und Entschlossenheit zu suchen." Es ist möglich, daß sich das Ungewitter vielleicht wieder zerstreuet hätte, welches sich über ihn zusammengezogen hatte. Aber wer wird die Sicherheit und das Wohl von Millionen Menschen auf eine bloße entfernte Möglichkeit bauen, wenn die wirkliche Beschaffenheit der Dinge gerade das Gegentheil fürchten läßt? Es war nicht wahrscheinlich, da Sachsen und Oesterreich schon zehn Jahre lang kabalirt hatten, daß es ihnen nicht endlich einmal gelingen sollte, das fürchterliche Bündniß wider den König von Preußen zu Stande zu bringen, welches seinen Untergang nothwendig nach sich ziehen mußte. Und ge-

setzt, daß auch noch einige Jahre darüber hingiengen, welches nach der Lage der Sachen im Jahre 1755 gar nicht wahrscheinlich ist: so war doch alsdann der Krieg unvermeidlich, und dieser Krieg war um desto gefährlicher für den König, je größer die Zahl seiner Feinde in der Zeit geworden war, und je länger sie Zeit gehabt hatten sich dazu zu rüsten. *)

Indessen, wenn der Entschluß des Königes zum Angriffskriege gleich ein rascher gewagter Entschluß war, so war es doch kein übereilter. Daß der General Winterfeld darauf einen Einfluß hatte, ist durch die einzelnen Thatsachen, welche der Herr Verfasser davon beybringt, wohl beynahe außer allen Zweifel gesetzt. Allein es lag wohl keinesweges in dem Charakter des Königes, daß er sich leicht rathen oder irgend wozu bewegen ließ, und noch weit weniger, daß er dem Rathe auch selbst seines besten Freundes unbedingt folgte, wenn er nicht überwiegende Gründe, welche aber in der Natur der Sache liegen mußten, dazu hatte. So viel auch Winterfeld bey ihm galt, und ein so großes Vertrauen er auch auf seine Kenntnisse und Einsichten, und auf seine Rechtschaffenheit setzte: so verwarf er doch, selbst nach der Erzählung des Herrn Verfassers, den Rath Winterfelds in mehreren Fällen, und (nach S. 24) anfänglich selbst in dem gegenwärtigen, und hoffte, das aufziehende Gewitter auf irgend eine andere Weise zu zerstreuen. Als er nun aber geheime aber zuverläßige Nachrichten von dem gefährlichen Plane

*) Die Russen konnten erst im folgenden Jahre, wie der König wußte, im Felde erscheinen, und die Sachsen waren jetzt nur 18000 Mann stark.

erhielt, den man zu seinem Verderben gemacht hatte, als er sogar Abschriften von dem bekam, was in den Kabinetten Sachsens, Oestreichs und Rußlands zum Untergange Preußens beschlossen worden war: sah er nun freilich wohl, daß die Gefahr, worin er war, größer und näher sey, als er bisher geglaubt hatte. Der Rath Winterfelds bekam folglich nun ein großes Gewicht; und wenn gleich die Prinzen vom Hause, der Feldmarschall Schwerin und der General Retzow, welche von diesen geheimen Nachrichten oder Abschriften anfänglich nichts wußten, wider die Meinung des Königes und wider den Angriffskrieg waren: so stutzten die beyden letztern, wie hier erzählt wird, doch selbst, als ihnen der König bey einer Privat-Unterredung diese Abschriften vorlegte, und keiner getraute sich weiter, wider den Entschluß des Königs etwas einzuwenden. Und warum stutzten sie nun, warum getrauten sie sich nicht, weiter etwas einzuwenden? Doch wohl vermuthlich darum, weil sie nun einsahen, daß die Umstände, welche zum Kriege riethen, dringender waren, als sie sich vorgestellet hatten. Es heißt zwar hier: (S. 41) „der alte Feldmarschall „Schwerin habe (selbst jetzt noch) nicht des Königes „raschen Entschluß mit der weisen Politik, welche im „friedlichen Systeme lag, füglich reimen können: son„dern sich bloß überzeugt gehalten, daß Winterfeld „(welcher bey dieser Unterredung gegenwärtig war) „Friedrichs Sprache führe, und habe deshalb nach „einer Pause von einigen Minuten ausgerufen: „Wenn einmal Krieg geführet werden soll „und muß; so laßt uns morgen aufbre„chen, Sachsen in Besitz nehmen, und in

„diesem kornreichen Lande Vorrathshäu„ser anlegen, um unsre künftige Opera„tionen in Böhmen zu führen.“ Allein Schwerin war wohl nicht der Mann, der sich gescheuet hätte, auf seine Meinung zu bestehen, weil sie, wie er gehört hatte, der Meinung des Königes entgegen war. Ja er konnte in dem gegenwärtigen Falle um so viel sicherer fortfahren, dem Könige zu widersprechen, weil es ihm ein leichtes war, sich das Ansehn zu geben, als ob er bloß Winterfeld widerspräche. Die Worte des alten Kriegers lassen sich allerdings so erklären, als ob er geglaubt habe, der König wolle durchaus den Krieg, und den schnellen überraschenden Angriff. Aber sie leiden auch noch eine andere Erklärung, nemlich diese: Er sehe nun nach den vorgelegten Staatsschriften selbst wohl ein, daß der Krieg von Seiten des Königs nothwendig und unvermeidlich sey, und daß es also nach der Lage der Sachen am besten sey, ihn sogleich mit der Besitznehmung Sachsens und der Bekriegung Oesterreichs anzufangen. Ist diese Erklärung richtig, so würde Schwerin zwar anfänglich wider den Krieg und wider den Angriff gewesen seyn; nachdem ihm aber die Abschriften von den erwähnten Dokumenten und Briefen vorgelegt worden, die Sache nun von einer andern Seite angesehen, und für den Krieg und für den Angriff gewesen seyn. Und das ist nach den Umständen in der That das Wahrscheinlichste. Merkwürdig ist es indessen, daß der österreichische General Loyd sagt: der König hätte früher angreifen, und hier gesagt wird, er hätte noch warten sollen. — So verschieden sind die Urtheile der Menschen!

Uebri-

Uebrigens ist es bekannt, daß auch die Kaiserin von Rußland an diesem Kriege wider Preußen Theil nahm. Der Herr Verfasser ist (S. 79) der Meinung, daß bey ihr (der Elisabeth) der persönliche Haß wider Friedrich II, den er sich (nach S. 34) durch seinen Spott und durch seine Satiren über ihre Galanterie zugezogen, wirksamer gewesen sey, als das Petersburger Bündniß. Es würde ihm aber der Beweis hiervon etwas schwer werden. Er setzet eine sehr genaue Kenntniß des Gemüthszustandes der Kaiserin kurz vor den Ausbruche des Krieges voraus. Ja sie selbst, wenn sie nicht genau auf sich Acht gegeben hatte, konnte kaum wissen, was auf ihre Entschließung wirksamer gewesen sey, das geschlossene Bündniß, oder ihr Haß gegen den König? Das Letztere ist auch nicht einmal wahrscheinlich, indem in einem weiblichen Herzen die Leidenschaften insgemein schneller und heftiger, aber auch vorübergehender sind. Sie hatte zwar wohl einen Unwillen auf den König geworfen, hatte sogar schon einmal den Krieg wider ihn beschlossen, aber nachher die Zurüstungen zum Kriege wieder eingestellt. Ihr Haß, wenn sie wirklich einen wider Friedrich II gefaßt hatte, mußte also, zumal bey ihrer gegenwärtigen Sorglosigkeit und Kränklichkeit, schon gar viel von seiner Kraft verloren haben. Den bösen Willen aber gegen den König von Preußen hatte sie schon zehn Jahre vorher bey der versprochenen und doch nachher verweigerten Garantie des Dresdner Friedens gezeigt. Und wodurch war nun diese feindselige Gemüthsstimmung der Elisabeth von neuem wieder angefacht worden? Vornehmlich durch das Aufreden und die Kabalen des

sächsischen, des österreichschen und des durch das österreichsche Gold bestochenen (wie hier gesagt wird) russischen Ministers. *) Die Satiren und beißenden Einfälle Friedrichs trugen allerdings auch das Ihrige dazu bey. Aber sie waren nur der Vorwand, dessen man sich bediente. Hätte man nicht diesen gehabt, so würde man leicht einen andern gefunden haben. Es ist nothwendig, hierauf aufmerksam zu machen, nicht um des Herrn Verfassers, sondern um Andrer willen, die wohl gar behauptet haben, daß die Theilnahme Rußlands am siebenjährigen Kriege ganz unterblieben wäre, wenn der witzige Friedrich nicht die russische Kayserin durch seine Satiren gereizt und wider sich aufgebracht hätte.

II. Ueber die Schlacht bey Lowositz.

Der König sagt in seinen Schriften, er habe anfänglich am Tage dieser Schlacht geglaubt, daß das feindliche Heer sich zurückgezogen habe, und daß das, was er bey dem Nebel am Morgen dieses Tages entdeckte, nur ein Theil des Nachtrabes oder der Arriere-Garde sey. Der Herr Verfasser giebt nun zwar zu, daß sich bey dem erwähnten Nebel die Gegenstände nicht sehr genau haben erkennen lassen, und daß die Anfangs in dem österreichischen Lager herrschende Stille, und die wenige Reiterey, die man gewahr ward, wohl, dem Scheine nach, zu einem solchen Ge-

*) Man hatte sie überredet, Friedrich II verachte sie und ihre Macht, wolle sie vom Throne stoßen, und den Ivan darauf setzen u. d. gl.

danken haben Gelegenheit geben können. Er zweifelt aber doch (nach S. 60), daß das des Königs wahre Meinung gewesen sey, weil der feindliche Kolonnen-Marsch, welchen er (der König) Tages vorher auf dem Paskopol selbst wahrgenommen, auf Lowositz sey gerichtet gewesen. Er hält es also für wahrscheinlich, daß der König sich vorgenommen gehabt, das österreichsche Heer anzugreifen wo er es fand, daß er aber bey der Ausführung Schwierigkeiten angetroffen, welche er nicht erwartet gehabt.

Es ist indessen nicht wohl einzusehen, warum der König in seinen Schriften die Sache anders vorgestellt haben sollte, als sie sich verhielt. Es war freylich wegen des eingeschlossenen sächsischen Heeres nothwendig, daß er das österreichsche Heer, welches zur Rettung seines Bundesgenossen herbeyeilte, angriff, sobald das nur mit Hoffnung, zu siegen, geschehen konnte. Aber es war doch nicht nothwendig, eine so überlegene Macht gerade da anzugreifen, wo er sie zuerst fand, und wenn auch die furchtbarste Stellung gerade das Gegentheil rieth. Der thätige und unternehmende Geist des Königs, mit dem Drange der Umstände zusammengenommen, läßt freylich wohl vermuthen, daß er mit diesem Angriffe nicht lange gezögert haben würde. Allein auf ein Paar Tage kam es doch nicht an; und darin konnte sich, wie vor der Schlacht bey Roßbach, viel ändern. Da alle Schritte, welche er bisher gethan hatte, wie ihm hier das Zeugniß gegeben wird, zwar rasch, aber doch sehr wohl überlegt waren: so hat man wenigstens nicht Ursach, zu vermuthen, daß er sich hier übereilt habe. Es ist also auch hiernach schon wahrscheinlich, daß er

in der That am Tage der Schlacht das österreichsche Heer anfänglich blos für einen Theil des Nachtrabes gehalten. Zwar hatte er selbst Tages zuvor, wie hier gesagt wird, die feindlichen Kolonnen nach Lowositz hinziehen sehen. Allein der Herr Verfasser wird es aus Erfahrung wissen, daß es selbst bey einem geübten Auge schwer ist, genau und mit völliger Zuverlässigkeit zu bestimmen, was ein Heer, welches in einer großen Ferne kolonnenweise marschirt, für eine Richtung nimmt. Wenigstens wird man leicht nachher wieder zweifelhaft, wenn man, wie hier, Umstände bemerkt, welche das Gegentheil anzudeuten scheinen. Es war ja möglich, daß sich das österreichsche Heer wieder zurückgezogen hatte, oder noch jetzt im Rückzuge begriffen, oder in der Nacht über die Elbe gegangen war. Die feindliche Reiterey, welche man in der Ebne entdeckte, die leichten Truppen auf den Höhen und in den Weingärten machten das höchst wahrscheinlich. Die Sache schien aber dadurch beynahe außer allem Zweifel zu seyn, daß der Loboschberg und die Höhen von Radostitz vom Feinde unbesetzt geblieben waren, welche doch nach allen Regeln der Kriegswissenschaft hätten besetzt werden müssen, wenn der östreichsche Feldherr hier den Angriff hätte abwarten, oder wie er eigentlich sollte, selbst auf den Angriff gehen wollen. Der Feldmarschall Brown war ein viel zu berühmter und erfahrner Feldherr, als daß der König einen solchen Fehler von ihm hätte erwarten können. Er ist also allerdings zu entschuldigen, daß er aus den Umständen schloß, er habe es nur mit dem Nachtrabe zu thun, und sich also auch gerade so nahm. Als aber der Nebel gefallen war und er das

östreichsche Heer in einer furchtbaren Stellung vor sich sah: so waren freylich andere Maßregeln nöthig, die er auch auf der Stelle traf und glücklich ausführte. Ueberhaupt scheint der Herr Verfasser dem Könige bey der Schlacht bey Lowositz einen ganz andern Zweck unterzuschieben, als er hatte und haben konnte. Er wollte und durfte sich ja nicht in Böhmen festsetzen oder halten, sondern vor der Hand nur die Befreyung der Sachsen verhindern. Das war jetzt die Hauptsache — und diesen Zweck hatte er nun erreicht, gesetzt, daß Brown sich auch nicht nach der Eger zurückgezogen hätte, sondern da stehen geblieben wäre, wo er nach der Schlacht stand. Die Höhen waren nun vom Könige besetzt. Brown mußte sich also entweder zurückziehen, oder über die Elbe gehen. Daher hielt sich auch der König nicht weiter in Böhmen auf, sondern kehrte nach Sachsen zurück, und ließ nur ein unbedeutendes Korps zur Beobachtung stehen.

III. Ueber die Schlacht bey Prag am 6. May 1757.

Friedrich II soll (nach S. 96) darin einen Fehler begangen haben, daß er am 4. Mai ohngefähr mit 16000 Mann über die Moldau gegangen, und also von dem Keithschen und Schwerinschen Heerhaufen getrennt, sich einen ganzen Tag lang der Gefahr ausgesetzt habe, geschlagen und aufgerieben zu werden. Eben dieser Vorwurf ist dem Könige auch schon von Loyd gemacht worden, und scheint also um desto gegründeter zu seyn, da er von zweyen Sachverstän-

digen herrührt. Allein wenn man die Umstände genau überlegt, so wird sich dieser Tadel des Königs in Bewunderung und Hochachtung verwandeln. Er hatte Alles so genau berechnet und so wohl angeordnet, daß man weder ihm noch dem Feldmarschall Schwerin etwas anhaben konnte. Es ist allerdings eine allgemeine Regel, wenn der Feind (zumal wenn er auf den Angriff gehet) sein Heer in mehrere Abtheilungen getheilt hat, mit der größten Schnelligkeit und mit der ganzen Macht über eine oder die andere dieser Abtheilungen herzufallen und sie gänzlich aufzureiben. Allein der König hatte hier schon dafür gesorgt, daß ihm so etwas nicht begegnen konnte. Der Rath also, den der österreichsche General Matern, wie hier aus dem Warnery erzählt wird, dem Prinzen Karl von Lothringen gegeben haben soll, den abgesonderten kleinen Heerhaufen des Königes mit seiner ganzen Macht anzugreifen, beruhet zwar auf ganz richtigen Grundsätzen; in dem gegenwärtigen Falle war er aber nicht ausführbar, und der Prinz that also recht, daß er ihn verwarf. Es ist wahr, der König marschirte schon Nachmittags den 4. bis in die Gegend von Podbaba, und blieb daselbst bis zum 5. Nachmittags stehen. Dadurch war er nun allerdings von der Keithschen Armee getrennt, und es scheint auch, als ob er von der Schwerinschen getrennt gewesen wäre. In der That war er es aber nicht, denn Schwerin war ja ebenfalls den 4. über die Elbe gegangen, und hatte sich, so wie auch Winterfeld, der Moldau genähert. Wenn also der Prinz Karl am 5. hätte den König angreifen wollen: so hätte er durch Prag marschiren und einen großen Umweg nehmen

müssen. Am 5. früh war aber schon die Brücke über die Moldau fertig, welche der König unterhalb Prag schlagen ließ. Wenn er es also nicht für gut gefunden hätte, stehen zu bleiben, und es allein mit der ganzen feindlichen Macht aufzunehmen, so hätte er ja Zeit genug gehabt, sich zurückzuziehen; und wenn ihm der Prinz Karl alsdann folgte, so lief dieser Gefahr, durch die Schwerinsche Armee von Prag abgeschnitten zu werden und zwischen zwey Feuer zu gerathen. Oder der König konnte auch, sobald er von dem Vorhaben des Feindes, ihn zu überfallen, Nachricht erhielt, sogleich über die Moldau gehen, und sich mit der Schwerinschen Armee im eigentlichen Sinne vereinigen, mit der er durch die geschlagene Brücke gewissermaßen schon vereiniget war. Und gesetzt, daß der Prinz Karl vor Prag vorbey marschirte, es links ließ, und sich so gegen das schwache Korps des Königs wandte; so mußte er nicht nur über die Moldau gehen, sondern auch der Schwerinschen Armee, die schon in der Nähe stand, die rechte Flanke geben, und beydes würde Schwerin wohl nicht ungestraft haben hingehen lassen. Kurz, die Maßregeln des Königs waren so gut genommen, daß von seinen getrennten Heerhaufen immer einer den andern im Falle der Noth unterstützen konnte.

Ein andrer Fehler, welchen der Herr Verfasser dem Könige zur Last legt (S. 97) und dem er sogar (S. 144) den Verlust der Schlacht bey Kollin und alles darauf erfolgte Unglück zuschreibt, ist der, daß er sich (S. 100) übereilt, und zu früh, nemlich sogleich am Tage der Vereinigung mit der Schwerinschen Armee, den Feind, gegen alle Warnung des al-

ten Feldmarschalls, in einer so furchtbaren Stellung, ohne Kenntniß des Terrains, angegriffen habe, blos weil er vorher in dem Operationsplane gesagt, daß er am 6. May ihn schlagen wolle; und weil er viel zu unbiegsam gewesen sey, von seinem einmal gefaßten Vorsatze auf noch so gegründete Vorstellung abzugehen; und ihm überdies der Vorschlag des Feldmarschalls Schwerin zu pädagogisch geschienen.

Es ist wahr, daß Friedrich II sich nicht leicht in einem Entschlusse wankend machen ließ, den er einmal nach den Umständen mit Ueberlegung gefaßt hatte. Diese felsenfeste Beharrlichkeit war ein Hauptzug in seinem Charakter, und er wäre nicht Friedrich der Einzige gewesen, wenn es ihm hieran gefehlt hätte. Allein Beharrlichkeit ist nicht Eigensinn, und noch weniger Uebereilung aus Eigensinn, wie doch der Vorwurf, der ihm hier gemacht wird, anzudeuten scheint. Es sollte doch wohl erst näher untersucht werden, ob die Beharrlichkeit des Königs bey seinem Entschlusse, sogleich nach der Vereinigung mit der Schwerinschen Armee den Feind anzugreifen, blos oder vornehmlich ein Werk der Leidenschaft war, oder ob ihm nicht die Klugheit, die Kriegeswissenschaft und die Umstände hinlängliche und überwiegende Gründe dazu an die Hand gaben? Die Umstände waren so, daß er das österreichsche Heer sobald wie möglich angreifen und schlagen mußte, wenn er sich diesen Hauptfeind vom Halse schaffen, und den übrigen die Lust benehmen wollte, ebenfalls wider ihn im Felde zu erscheinen. Eine einzige aber gänzliche Niederlage des österreichschen Heeres hätte wahrscheinlicher Weise damals dem ganzen Kriege ein Ende gemacht, oder doch eine ganz

andre dem Könige äußerst vortheilhafte Wendung gegeben. In einem solchen Falle, wo so viel zu gewinnen ist, muß allerdings etwas gewagt werden. Und ein überraschender kühner Angriff, an den der sichere, sich auf seine Stärke und auf seine feste Stellung verlassende Feind gar nicht denkt, der also ganz wider seine Erwartung ist, bringt im Kriege oft die erstaunenswürdigsten Wirkungen hervor. Man darf sich nur der Niederlage des Reichs- und französischen Heeres bey Roßbach erinnern, um sich hiervon zu überzeugen.

Man sagt, (S. 97) der Feldmarschall Schwerin habe, als ihm der König von seinem Entschlusse, sogleich den Feind anzugreifen und zu schlagen, Nachricht gegeben, zwar nicht gegen den Entschluß des Königs überhaupt, und gegen die Verfügungen, die er deshalb getroffen, aber wohl gegen das Rasche, und, wie es schien, Uebereilte dieses Entschlusses, gerade heute noch den Feind anzugreifen, Vorstellung gethan — vornehmlich deshalb, „weil er (Schwerin) „mit seinem Heere die ganze Nacht (eigentlich von „12 Uhr an) marschirt, der Soldat also ermüdet, „das Terrain, worauf der Feind stehe, ihm auch noch „nicht hinlänglich bekannt sey, und endlich der König „auch noch keine Nachricht habe, daß die Brücke „über die Moldau oberhalb Prag schon fertig sey ꝛc. „Seine Meinung wäre also, daß es wohl besser sey, „den Angriff bis morgen zu verschieben." Und allerdings waren diese Gründe so beschaffen, daß sie wohl erwogen zu werden verdienten. Aber sie waren deshalb noch nicht entscheidend oder unwiderlegbar, sondern sie konnten durch andere wichtigere Gründe noch

wohl aufgewogen werden. Wenn der Soldat ermüdet ist, so läßt sich freylich mit ihm nicht so viel ausrichten als wenn er bey völligen Kräften ist. Man hat aber Beyspiele, daß die Ermüdung der Soldaten sie nicht gehindert hat, den glänzendsten Sieg zu erringen. General Wunsch schlug in eben diesem Kriege mit einem ermüdeten kleinen Heerhaufen einen Feind, der dreymal stärker war als er. Das Terrain, worauf der Feind hier bey Prag stand, war zwar dem Könige und seinen Generalen noch nicht hinlänglich bekannt. Allein es war ja noch Zeit genug, sogleich es näher zu untersuchen, wie auch wirklich geschahe. Man sah zwar bey dieser Untersuchung die abgelassenen Teiche vor der Fronte des österreichschen Heeres für (grüne) Wiesen an, und diese Täuschung hätte dem preußischen Heere sehr verderblich werden können, auch ward der Sieg dadurch in der That weit blutiger und schwerer zu erkämpfen. Doch gesetzt, der König hätte den Angriff bis morgen aufgeschoben: so würde man sie morgen nicht weniger dafür angesehen haben. Denn wahrscheinlicher Weise war die Täuschung so natürlich und so groß, daß man gar nicht einmal auf den Gedanken gekommen wäre, hier einen Irrthum zu vermuthen, und sich deshalb bey den Landleuten näher zu erkundigen. Was die Schiffbrücke oberhalb Prag über die Moldau betrifft: so hatte der König zwar noch keine Nachricht, daß sie fertig sey; allein es ließen sich mehrere Ursachen denken, warum der Bothe mit dieser Nachricht noch nicht angekommen war. Wenigstens konnte er mit der höchsten menschlichen Wahrscheinlichkeit schließen, daß die erwähnte Brücke fertig seyn müsse, indem es weder an

einer hinlänglichen Zahl von Pontons, noch einer hinlänglichen Zeit zum Schlagen derselben gefehlt hatte. Daß die Maßregeln dabey, wie hier erzählt wird, so schlecht genommen worden waren, konnte er nicht wissen, nnd wohl auf keine Weise erwarten. Hätte er den Angriff bis morgen verschoben: so wäre nun zwar die Brücke vielleicht (oder vielmehr vielleicht auch nicht) fertig gewesen. Allein das konnte er nicht. Er hatte überwiegende Gründe, sogleich, und noch heute zu schlagen.

Einmal fand er (wie auch hier erzählt wird) den Feind völlig unvorbereitet. Dieser dachte so wenig an einen Angriff, daß er nicht nur ruhig in seinem Lager stand, sondern auch sogar seine Reiterei zum Fouragiren ausgesandt hatte. Mußte der König nicht mit Recht hoffen, daß ein schneller und unerwarteter Angriff seine ganze Wirkung thun würde? War nicht zu fürchten, daß, wenn er bis morgen zögerte, der Feind noch mehr Vorkehrungen treffen, seine Verschanzungen vollenden, und sein an sich schon beynahe unangreifbares Lager in eine völlige Festung verwandeln würde? Das preußische Heer war unter der Anführung seines sieggewohnten Königs, nach der Vereinigung, die so eben geschehen war, voller Muth, und hätte, wenn er es befohlen hätte, die Hölle gestürmt. — Es war also der Klugheit gemäß, diese Stimmung, sobald es nur den Feind ansichtig wurde, zu nutzen, und nicht erst den andern Tag abzuwarten, an welchem es vielleicht anders seyn konnte. Dazu kommt noch, daß der Feldmarschall Daun mit seinem Heerhaufen immer näher rückte, und am Tage der Schlacht nur noch um einen forcirten Marsch von

Prag entfernt war. Er stand bey Böhmischbrod. Der König mußte also fürchten, daß der Prinz Karl sich entweder in der Nacht zurückzog und sich mit dem Daunschen Heerhaufen vereinigte; oder daß er stehen blieb, durch den Daunschen Heerhaufen verstärkt, und ihm dadurch um ein Großes überlegen wurde; oder daß doch Daun mit seinem Heere noch während der Schlacht ankommen, dem preußischen Heere in die linke Flanke oder in den Rücken fallen, und zu Grunde richten könne; zumal da Daun, wie der König wußte, und in seinen Werken sagt, die schärfsten Befehle hatte, so schnell wie möglich zur Armee des Prinzen Karl zu stoßen. Wenn nun Friedrich dergleichen Gründe von so großem Gewichte für sich hat, ist es billig, sein vernünftiges, kluges und zweckmäßiges Verfahren für eine immer tadelnswürdige Leidenschaft (worin der Herr Verfasser indessen mit sich selbst noch nicht recht einig ist, nemlich nach S. 98 für Unbiegsamkeit und nach der 99sten und 100ten Seite für Uebereilung) zu erklären? Wohl dem, dessen Leidenschaften von der Art sind, daß ihre Aeußerungen die Gründe der Vernunft, der Klugheit und der Erfahrung für sich haben!

Doch der Herr Verfasser will nicht, daß der König den Angriff bis den folgenden Tag hätte aufschieben; er will vielmehr, daß er in der Nacht hätte angreifen sollen. Wenn er damit, wie es höchst wahrscheinlich ist, die Nacht vom 6. zum 7. meint, so wäre dadurch wohl nicht viel gewonnen gewesen. Ohne von den vorigen Gründen etwas zu sagen, von denen wenigstens einige auch hier gelten müs-

sen: so ist bekannt, daß die Nächte schon im May nicht so gar lang sind, und daß, wenn die preußische Armee, wie hier, nach dem Entwurfe des Königes zum Treffen, der Fall war, um den Feind zu umgehen, erst eine Meile marschiren, und sich dann in Ordnung hätte stellen sollen, wohl beynahe der Tag darüber angebrochen seyn würde. Ueberdies ist bey einem Nachtmarsche, mit einem großen Heere, in einer nicht ganz bekannten Gegend, die Unordnung beynahe unvermeidlich, und es muß am Ende insgemein doch der Tag abgewartet werden, um die Ordnung wieder herzustellen. Ja es wäre in dem gegenwärtigen Falle noch darauf angekommen, ob die, noch von dem vorigen Nachtmarsche, und von den am Tage nothwendigen Recognoscirungen ermüdeten Officiere und Soldaten mehr Muth, Kraft und Lust gehabt hätten, in der darauf folgenden Nacht abermals (eine Meile) zu marschiren, Berge zu erklettern, Morast und Schlamm zu durchwaden und einen schweren und lange dauernden blutigen Kampf zu bestehen? Wenigstens ist die Sache sehr zweifelhaft, und daher im Ganzen genommen unter diesen Umständen rathsamer, lieber den Tag zu wählen. Uebrigens war es der Herzog Ferdinand von Braunschweig, welcher in dieser Schlacht die Schlachtordnung der österreichschen Armee durchbrach und einige Bataillone in die entstandene Lücke führte, wodurch der Sieg der Preußen entschieden wurde *).

Die Folgen dieser Schlacht waren allerdings merkwürdig genug. Der ganze linke Flügel der geschlagenen Armee mußte sich in Prag werfen, und

*) J. Mauvillons Geschichte Ferdinands ꝛc. I. Th. S. 213

der rechte nahm die Flucht zum Feldmarschall Daun. „Allein diese geschwinde Rettung (des feindlichen lin„ken Flügels) heißt es S. 104, die nur eine Folge „der Unordnung und des Schreckens war, würde „leicht zu der traurigsten Katastrophe haben führen „können, hätte nicht das Schicksal ein Andres be„schlossen gehabt. Sie war, wie es weiter heißt, „einem Arzneymittel gleich, dessen der Arzt sich nur „in den bedenklichsten Fällen bedient, das aber dem „Kranken nicht selten den Tod zuziehet." Diese Aeußerungen können doch wohl keinen andern Sinn haben, als daß das in Prag eingeschlossene Heer (von 45000 Mann) in Gefahr war, gefangen genommen zu werden. — Mehr konnte aber wohl der König vor der Hand schwerlich wünschen; kann man es ihm also verdenken, wenn er alle Anstalten dazu traf, welche ihm Zeit, Klugheit und Erfahrung an die Hand gaben? Es lag freylich nicht, wie hier mit Recht behauptet wird, in dem Charakter des Königs, die Tausende, die er in Prag eingeschlossen hatte, entwischen zu lassen. Allein gesetzt, daß er es fahrläßig oder gar absichtlich gethan hätte, würde man ihm nicht mit Recht die bittersten und gegründetsten Vorwürfe gemacht, würde nicht jedermann gesagt und geglaubt haben, daß er zwar zu siegen verstehe, aber seine Siege nicht zu nutzen wisse? Wie nahe war er hier seinem vorgesteckten glänzenden Ziele! und er hätte dieses Ziel, wornach er mit so vielen und schweren Kämpfen bisher gerungen hatte, in dem entscheidendsten Zeitpunkte aufgeben, und 45000 Mann in Freyheit setzen sollen, damit sie sogleich von neuem wider ihn kämpfen

konnten? Hat man nicht Beyspiele in der Geschichte, daß bisweilen selbst eine kleinere Armee eine größere geschlagen, und den Ueberrest davon, welcher eingesperrt war, gefangen genommen hat? Das, was Marlborough bey Blenheim that, konnte doch auch wohl Friedrich II bey Prag thun; oder hätte jener etwa auch beynahe die halbe feindliche Infanterie, welche er nach der Schlacht gefangen nahm, entwischen lassen sollen? Es war freylich ein kühner und großer Gedanke, ein großes Heer, was in einer großen befestigten Stadt eingeschlossen war, gefangen zu nehmen. Allein wenn gewöhnliche Menschen, ohne daß ihnen der Kopf schwindelt, einen solchen Gedanken, der nur kühnen und großen Seelen eigen ist, kaum fassen können: so war er doch keine Donquixotterie und kein Hirngespinnst. Wäre es dem Könige nur gelungen, das Daunsche Heer bey Kollin zu schlagen, was würde dann doch wohl aus Prag und aus dem darin eingeschlossenen Heere geworden seyn! Und vermuthlich hätten dann auch alle Tadler geschwiegen. — Zwar würde dieser Fabius mit seinem geschlagenen Heere nicht auf einmal und ganz von der Erde vertilgt worden seyn. Nein, er würde vielmehr Alles, was nur noch aufzubringen war, zu seiner Verstärkung an sich gezogen, und wahrscheinlicher Weise eben so manövrirt haben, als er nach der Schlacht von Prag manövrirte, wenn ihn Friedrich anders dazu Zeit gelassen hätte. Was würde er aber wohl mit seinem in der Eile zusammengerafften Haufen, welcher größtentheils schon zweymal geschlagen war, haben ausrichten können? Würde es ihm nicht, um nicht mehr zu sagen, eben

so gegangen seyn, wie Brown im vorigen Jahre, welcher doch am Ende geschehen lassen mußte, daß das eingeschlossene Heer der Sachsen, welches er retten sollte, gefangen genommen wurde.

Es ist deshalb nicht wohl begreiflich, wie der Herr Verfasser es (nach S. 107) für wahrscheinlich halten kann, daß der König von Preußen seinen Endzweck (das österreichsche Heer aufzureiben und dadurch einen schnellern Frieden zu erzwingen, oder wenn man lieber will, sich vor der Hand nur in Böhmen festzusetzen) „eher und sicherer erreicht ha„ben würde, wenn er, anstatt sich mit der Ein„schließung von Prag zu befassen, dem Prinzen Karl „Gelegenheit gegeben, diesen Ort zu räumen, ihn „dann verfolgt, und in dieser Zeit die Stadt hätte „erobern lassen." — Mit diesem Entwurfe, der sich, wie man aus dem Vorhergehenden weiß, auf nicht durchaus richtige Grundsätze stützt, kann es dem Herrn Verfasser wohl unmöglich ein rechter Ernst gewesen seyn. Das siehet man auch klar auf der 145sten Seite dieses Werks, wo er selbst sagt: „Noch „weniger will ich behaupten, daß es der gegenwär„tigen Lage angemessener gewesen wäre, dem Prin„zen Karl Gelegenheit zu geben, Prag sogleich wie„der zu verlassen, ihn eben so, wie Daun, durch „künstliche Manöver und gut gewählte Stellungen „unthätig zu erhalten, während dem aber Prag zu „erobern." — Was der Herr Verfasser dort für wahrscheinlich hielt, das will er doch hier wieder nicht behaupten. Es ist also schwer, einzusehen, was der König, seiner Meinung nach, hätte thun sollen. Den Prinzen Karl mit seiner Armee in Prag ein-

schließen, soll er nicht; und ihn und Daun durch künstliche Manöver und feste Stellungen in Unthätigkeit erhalten, soll er auch nicht. Was bleibt denn nun noch weiter übrig, als ihn ziehen zu lassen, wohin er will. Und dadurch sollte nun doch Friedrich seinen Endzweck eher und sicherer erreicht haben? Ich sehe wohl ein, daß das nicht die Meinung seyn kann, aber ich muß doch auch gestehen, daß mir hier Alles ganz unverständlich ist.

Doch, angenommen, daß der zuvor erwähnte Entwurf in der That ernstlich gemeint sey: so scheinet er doch auf keine Weise ausführbar gewesen zu seyn. Wenn der König den Prinzen Karl aus Prag wieder entwischen ließ: so waren nur zwey Fälle möglich. Entweder konnte sich der Prinz, wie sein zerstreuter rechter Flügel, zurückziehen und sich mit der Daunschen Armee vereinigen; und dann war diese dem Könige um ein Großes überlegen, und mußte schlechterdings von neuem geschlagen werden, wenn Prag belagert und erobert werden sollte. Es war also nothwendig, daß der König Alles, was nur entbehrt werden konnte, an sich zog, und dem vereinigten feindlichen Heere mit seiner ganzen Macht entgegenging. Vor der Hand war also wohl an keine Belagerung Prags und noch weniger an eine Eroberung zu denken. Oder der Prinz Karl konnte in dem andern Falle sich in das Innere von Böhmen ziehn, dem Könige die Zufuhr erschweren, ihm Verdacht auf seine Magazine geben ꝛc. und nun war es schlechterdings nothwendig, daß der König sein Heer theilte, die eine Abtheilung davon gegen den Prinzen stehn und ihn beobachten ließ, und mit der

andern, wie vor der Schlacht bey Kollin, Daun entgegenging, und den Herzog von Bevern verstärkte. Aber auch in diesem Falle war nicht eher an eine Belagerung und Eroberung Prags zu denken, bis wieder der Eine oder der Andere, Daun oder der Prinz, gänzlich geschlagen worden war, und nun die Belagerung durch die Armee gedeckt werden konnte. Ja selbst alsdann standen die Sachen noch ohngefähr so, wie sie nach der Schlacht von Prag standen, nur daß diese Stadt nicht mit einer so großen Anzahl Menschen angefüllet war, welche den Vorrath von Lebensmitteln aufzehrten, und die Uebergabe bescheunigen helfen konnten. Der König von Preußen gewann also offenbar nichts, wenn er den Prinzen Karl aus Prag entwischen ließ, er verlor aber das schöne Spiel, welches er hier bey der Belagerung Prags schon in den Händen hatte.

Indessen heißt es doch S. 146: „Mir wenigstens scheint es einleuchtend, daß die den Oesterreichern vergönnte Flucht nach der Stadt und die „darauf veranstaltete Blokade, die Früchte der un„ter den Wällen von Prag gewonnenen Schlacht „vereitelten, und die unmittelbare Ursache werden „mußten, daß selbst ein Sieg bey Kollin den König „dem vorgesetzten Ziele wenig näher gebracht ha„ben würde." Daß der König nicht den Prinzen Karl mit seiner Armee in Prag hätte einschließen; daß er weder ihn noch den Feldmarschall Daun durch künstliche Manöver und Stellungen hätte unthätig erhalten sollen, haben wir schon in dem Vorhergehenden gehört. Hier hören wir nun auch noch, daß der König bey Kollin, wenn er auch des Siegs ge-

wiß gewesen wäre, nicht hätte angreifen und schlagen sollen, weil dieser Sieg ihn dem vorgesetzten Ziele wenig näher gebracht haben würde. — Die Frage dringt sich abermals hier einem jeden Leser auf, was denn der König eigentlich hätte thun sollen? Die Hände sind ihm ja durch die genaue Bestimmung alles dessen, was er nicht hätte thun sollen, dermaßen gebunden, daß ihm noch sehr wenig zu thun übrig bleibt. Was die Folgen eines Sieges bey Kollin betrifft, so ist davon schon in dem Vorhergehenden geredet worden. Es bleibt also nur noch der hier zuerst geäußerte Tadel übrig, daß der König den Oesterreichern die Flucht nach der Stadt (Prag) vergönnt habe. Da der Herr Verfasser (S. 106) es selbst für wahrscheinlich hält, daß der König, als er bey Prag angriff und schlug, geglaubt, der Feind werde sich nicht in Prag werfen, sondern in das Innere von Böhmen fliehen: so kann man die Flucht nach Prag doch wohl nicht eine vergönnte Flucht nennen. Das würde ja voraussetzen, daß der König diese Flucht vorhergesehen, sie auch sehr wohl hätte verhüten können, aber sie dennoch zugelassen habe. War das aber wohl der Fall? Die österreichsche Armee stand ja, wie es auch hier heißt, unter den Wällen von Prag, hatte die Thore hinter sich, ward, je näher sie der Stadt kam, durch das Kanonenfeuer aus der Stadt unterstützt, wer konnte es also hindern, daß sie sich nicht großentheils in diese Thore hineinzog, worin sie Schutz und Sicherheit fand? Daß nun dadurch eine ganz andre Reihe von Begebenheiten entstand, als wenn der Prinz Karl sich nicht in Prag gewor-

sen, oder doch der König ihn nicht darin eingeschlossen hätte, ist wohl für sich klar. Aber ob diejenige Reihe von Begebenheiten, welche nicht zur Wirklichkeit kam, sondern blos in das Reich der Möglichkeit gehöret, dem Könige vortheilhafter gewesen seyn würde — kann nur ein Gott wissen. Der König konnte nur, wie er auch that, mit Klugheit und Ueberlegung nach dem handeln und seine Maßregeln ergreifen, was wirklich geschahe. Aber die Folgen davon waren nicht in seiner Gewalt, und können ihm also in so fern auch nicht zur Last gelegt werden.

IV. Ueber die Schlacht bey Kollin.

Als der König bey dem Heere des Herzogs von Bevern ankam, war er unzufrieden, daß man sich, wie er glaubte, ohne Noth so weit zurück gezogen habe. Er war nemlich der Meinung, daß das österreichsche Heer unter dem Feldmarschall Daun noch bey Golzjenko stehe, und daß es nur das Nadastische Korps sey, was er vor sich habe. Verschiedene angesehene Generale suchten ihn vom Gegentheile zu überzeugen; die angestellten Untersuchungen und die davon eingegangenen Berichte bewiesen auch dieses Gegentheil. Allein der König blieb immer bey seiner Meinung, und ward sogar auf diejenigen unwillig, welche es wagten, das Gegentheil zu behaupten. Schon in der Lebensbeschreibung des Generals Ziethen findet sich eine Nachricht hievon; der Herr Verfasser erzählt aber die Sache mit mehreren sehr wahrscheinlichen Umständen, und tadelt deshalb

den König. Nun ist es freylich wahr, daß, wenn der König nach diesem Irrthume seine Maßregeln nahm und seine Anordnungen traf, er sich und sein ganzes ohnehin nur kleines Heer ins Verderben stürzen konnte, und er hätte alsdann sein Unglück keinem andern als sich selbst zuzuschreiben gehabt. Allein der Irrthum selbst, so gefährlich er auch in dem gegenwärtigen Falle war, läßt sich doch in der That sehr entschuldigen. Es war ja nicht der König allein, welcher diese Meinung oder diesen Irrthum hatte, sondern es hatten ihn ja anfänglich mehrere Generale, welche doch wohl nicht alle zu den Schmeichlern gehörten. Es war auch ein besonderer Zufall, daß er, wie auch hier erzählt wird, durch so manche besondere Umstände, welche sehr scheinbar waren, in seinem Irrthume bestärkt wurde. Es war indessen klug, daß er seine nach diesem Irrthume gefaßten Entschließungen nach und nach großentheils wieder aufgab, ob er gleich andre Ursachen dazu vorgab, wie er überhaupt zu thun pflegte, wenn er den Einfluß Anderer auf sein Verhalten verbergen wollte. Doch scheint nicht sowohl Eitelkeit als eine gewisse üble Laune, welche sich zu dieser Zeit seiner bemächtiget hatte, auf sein Verhalten nicht ganz ohne Einfluß gewesen zu seyn.

Am Tage vor der Schlacht setzte sich der König in Marsch, und nahm das Lager bey Weptschau. Der Herr Verfasser behauptet (S. 118), „daß der „österreichsche Feldherr schon aus diesem Marsche am „hellen Tage geschlossen habe, daß der König eine „gewaltsame Operation vorhabe, und daß der „Schlag wahrscheinlicher Weise seinen rechten Flü-

„gel treffen würde." Daß Daun angegriffen werden würde, konnte er allerdings mit der höchsten Wahrscheinlichkeit vermuthen, sobald er nur hörte, daß der König bey der Bevernschen Armee mit einer Verstärkung angekommen sey. Das hatte er also gar nicht nöthig erst aus dem Marsche des Königs am Tage vor der Schlacht zu schließen. Eben so konnte er auch aus den Bewegungen des königlichen Heeres, bey seiner damaligen Stellung, wohl auf den Gedanken kommen, daß vielleicht sein rechter Flügel angegriffen werden würde. Aber nachdem er nun in der Nacht seine Stellung verändert und seinen rechten Flügel gegen Krczezor gezogen hatte, konnte weder er noch irgend ein Mensch in der Welt wissen, was der König nun thun würde. Ja, (wenn diese Nachricht zuverläßig ist) so mußte ja Daun selbst erst am Tage der Schlacht durch einen Andern auf die Richtung, welche die Kolonnen der preußischen Armee nahmen, aufmerksam gemacht, und bey ihm dadurch die Besorgniß erweckt werden, daß sein rechter Flügel in Gefahr sey.

Daß diese Schlacht verloren ging, ist bekannt, und eben so auch verschiedene besondere Umstände, welche zum Verluste derselben viel beytrugen. Aber daß dieser Verlust auch dem Könige selbst zur Last fallen soll, wie hier erzählt wird, ist bisher unbekannt gewesen. Fehler fielen allerdings dabey vor, aber man gab diese Fehler blos einigen Generalen Schuld. Der Hr. Verfasser erzählt indessen (S. 126 und 128) der König habe den trefflichen Entwurf zur Schlacht während derselben abgeändert, blos das Hülsensche Korps gegen den rechten Flü-

gel des Feindes, und um denselben zu umgehen und zu schlagen, vorrücken, aber nach einiger Zeit die Armee, welche bisher diesem Korps gefolgt war, Halt machen lassen. Als ihm hierauf einige Generale, und besonders der Fürst Moritz von Anhalt-Dessau, dagegen Vorstellungen gethan, habe er diese verworfen, mit den auffallendsten Aeußerungen des Unwillens gegen den Fürsten — und selbst mit gezogenem Degen Gehorsam verlangt; und dagegen dem linken Flügel der Armee befohlen, da, wo er eben Halt gemacht hatte, Front zu machen und den Feind anzugreifen, mit der bald nachher erfolgten Weisung, sich immer links zu ziehen. Endlich habe auch der General Manstein, welcher die erste Brigade des königl. rechten Flügels führte, und ungefähr in der Mitte der Armee stand, das Dorf Chozemnitz angegriffen, und behauptet, es sey auf Befehl des Königs geschehen, wodurch auch der ganze rechte Flügel des Königs verleitet worden sey, Front gegen den Feind zu machen, und ihn auf seinen unersteiglichen Anhöhen anzugreifen — dadurch sey die Schlacht verloren worden.

Merkwürdig ist es allerdings, daß nicht nur der Hr. v. Tempelhof, sondern auch der König selbst in seinen hinterlassenen Werken, gerade das Gegentheil hiervon erzählen, und daß die Erzählung des Königs so beschaffen ist, daß es beynahe unmöglich ist, ein Mißtrauen darin zu setzen. Er erklärt vorher die Berge und Felsen, worauf das feindliche Heer in Schlachtordnung stand, geradehin für unersteiglich und für unangreifbar. Und er sollte doch wider seine Ueberzeugung und gegen alle Warnung

seiner Generale den Befehl gegeben, und darauf gedrungen haben, es anzugreifen, und das Unmögliche zu versuchen? Wenn sich wirklich der König durch seine Hitze hätte übereilen lassen: so würde es ihm doch leicht gewesen seyn, seinem fehlerhaften Verhalten irgend einen Schein zu geben, oder irgend eine Ursach zu erfinden, weshalb er von dem gegebenen Entwurfe zur Schlacht habe abgehen müssen; oder er würde, wenn er sich bewußt gewesen wäre, einen so großen Fehler begangen zu haben, und nur etwa vor der Nachwelt denselben hätte verdecken wollen, die Beschreibung dieser Schlacht in eine Dunkelheit eingehüllet haben, welche der Leser nicht hätte enträthseln können. Allein alles das findet sich hier nicht, sondern vielmehr eine genaue und deutliche Erzählung der Hauptumstände, wodurch die Schlacht verloren gegangen sey, nemlich daß zuerst der Fürst Moritz und hernach der General Manstein, wider den gegebenen Entwurf zur Schlacht, den Feind zu früh, und gerade da angegriffen haben, wo sie nicht sollten. So pflegt doch der in der That nicht zu verfahren, welcher der Welt Staub in die Augen streuen und seine Fehler verbergen will; welches überdies hier kaum möglich war, indem der hier von dem Hrn. Verfasser erzählte Auftritt mit dem Fürsten ja nothwendig Aufsehen machen und bekannt werden mußte. Allein von dem Allem ist nun weder im siebenjährigen Kriege noch in den ersten vier und dreyßig Jahren nachher auch nur das Allergeringste bekannt geworden. Es hat sich auch nicht einmal ein dumpfes Gerücht davon verbreitet, da doch so manche andere den

König selbst betreffende nachtheilige Gerüchte bekannt genug wurden, und es besonders bald nach seinem Tode eine Zeit gab, in der man wohl keineswegs Gefahr lief, oder irgend etwas zu fürchten hatte, wenn man dieses großen Mannes Fehler aufdeckte.

Die erste Spur von diesem nachtheiligen Gerüchte findet sich in den Betrachtungen über die Kriegeskunst, ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverläßigkeit ꝛc. welche zuerst im Jahre 1797 herausgekommen sind. Der Verfasser dieser Betrachtungen ꝛc. berührt aber die Sache nur kurz, und beruft sich auf einen noch lebenden Augenzeugen, der aber nicht genannt wird. Der Herr Verfasser des gegenwärtigen Werks erzählt hier die Sache weit ausführlicher und umständlicher, und beruft sich auch auf einen Augenzeugen, der aber schon todt ist, nemlich den verstorbenen General v. Gaudi. Unter diesen Umständen ist es freylich nicht möglich, die Sache näher zu untersuchen, bis der ungenannte Augenzeuge genannt wird, oder die hinterlassenen Denkwürdigkeiten des Generals v. Gaudi ꝛc. durch den Druck bekannt gemacht werden. Ueberdies beruft sich der oben erwähnte Verfasser der Betrachtungen ꝛc. in seiner Vertheidigung, welche Nothwendige Randglossen ꝛc. betitelt, und kürzlich herausgekommen ist, nicht etwa wieder auf den ungenannten Augenzeugen: sondern er führt, um den Fürsten Moritz zu vertheidigen, und sein Urtheil über ihn zu rechtfertigen, verschiedene Stellen aus einem Aufsatze in der Minerva des Hrn. v. Archenholz, die Schlacht bey Kollin betreffend, an, darin Friedrich II eben der Fehler zur Last gelegt wird. Dieser Aufsatz ist aber

entweder aus dem gegenwärtigen Werke genommen, oder von dem Hrn. Verfasser desselben besonders eingesandt und abgedruckt worden. Sollte der Letztere nun etwa gar der Augenzeuge seyn, worauf sich der Verfasser der Betrachtungen ꝛc. Anfangs beruft: so wäre er ja kein Augenzeuge, indem er sich ja wieder auf den Hrn. v. Gaudi beruft, auf dessen Aussage also vor der Hand die ganze Erzählung beruhet. Dieser General war nun, wie hier gesagt wird, bey der Schlacht gegenwärtig, und war damals ein Adjutant des Königs (von dem der diesem Werke beygefügte Plan der Schlacht herrührt) dessen Denkwürdigkeiten des siebenjährigen Krieges, wie hier bemerkt wird, auch nicht haben zum Drucke befördert werden dürfen. Allein was das Letztere betrifft, so ließe es sich wohl schon allein aus der bekannten Denkungsart des Königs, Alles geheim zu halten, erklären, und es folgt daraus noch nicht, daß er befürchtet, diese Denkwürdigkeiten würden die Fehler aufdecken, die er begangen. Daß nun der Hr. v. Gaudi wissentlich keine Unwahrheit bezeugt haben werde, ist wohl für sich klar. Aber dabey ist es immer noch möglich, daß sich sein Zeugniß am Ende auf einen Irrthum, oder auf einen Mißverstand gründet. Es kommt also darauf an, ob der Hr. v. Gaudi die Befehle des Königs an den Fürsten nicht nur selbst gehört, sondern bey dem Getöse des Geschützes während der Schlacht auch recht verstanden hat; ob er bey dem Wortwechsel des Königs und des Fürsten nicht nur gegenwärtig gewesen, sondern auch die wahre Ursache davon vernommen hat ꝛc. Welcher Mensch in der Welt kann das jetzt nach so vielen Jahren untersuchen oder mit Zuverläßigkeit

darüber entscheiden, zumal da der Augenzeuge todt ist, und nicht mehr gefragt werden kann, und der König, nach einem Gerüchte, selbst sich noch kurz vor seinem Tode beklagt haben soll, daß seine Befehle während dieser Schlacht seyen mißverstanden worden.

Wenn es nun aber auch mit dieser vorher unbekannten Erzählung seine Richtigkeit hat: so ist es doch noch sehr zweifelhaft, ob bey dem Allem der König die Schlacht verloren hätte. Wenigstens sieht man, daß er nicht aus Eigensinn oder Begierde, durchaus Recht zu haben, seinen Entwurf geändert, sondern sehr vernünftige Gründe dazu hatte. Desto mehr mußte ihn also auch der wiederholte Widerspruch seiner Generale, so leise er anch immer seyn mochte, zum Unwillen reizen.

Daß er die Armee Halt machen ließ, um, wie er sagte, den Erfolg des Angriffs mit dem Hülsenschen Korps abzuwarten, geschahe wohl, um sein ohnehin schwaches Heer nicht zu weit auszudehnen und eben dadurch es noch mehr zu schwächen, welches nothwendig erfolgen mußte, wenn das Hülsensche Korps den rechten Flügel des Feindes umgehen, der linke Flügel der Preußischen Armee diesem Korps folgen, und der rechte Flügel doch den feindlichen linken Flügel in Furcht halten sollte. Dazu kam noch, daß der Feldmarschall Daun, da er die Absicht des Königs, seinen rechten Flügel anzugreifen, errieth, zwar das erste Treffen seines linken Flügels auf den unersteiglichen Anhöhen stehen ließ, aber Alles, was er nur entbehren konnte, nemlich seine ganze Reserve, und sogar sein ganzes zweytes Treffen, absandte, um seinen rechten Flügel zu verstärken. Es war also nothwen-

dig, ihn hieran zu hindern; und das scheint die Ursach gewesen zu seyn, daß der König dem linken Flügel seines Heeres den Befehl gab, da, wo er stand, anzugreifen; zumal wenn er nun dabey sich immer links zog, wie es befohlen wurde, das Königliche Heer dennoch, und zwar auf einem weit kürzern Wege, und ohne sich so weit auszudehnen, die schräge Stellung erhielt, welche der König im Sinne hatte; und auch mit dem Hülsenschen Korps wieder in Verbindung kam. Wenn der General Manstein wirklich den Befehl erhalten hat, das Dorf Chozemnitz anzugreifen, und das nicht ein bloßes Vorgeben, oder wegen des unglücklichen Erfolgs, eine bloße Entschuldigung ist: so läßt sich kaum eine andere Ursach denken, als daß der König, da das Treffen eine unglückliche Wendung nahm, blos noch einen Versuch machen wollte, die Aufmerksamkeit des Feindes mehr dort hinzuziehen, und dem Hülsenschen Korps und dem linken Flügel dadurch ebenfalls den Kampf zu erleichtern. Wenn also der König seinen ersten Entwurf zur Schlacht abänderte, so änderte er ihn blos nach den Umständen ab, die sich während des Treffens ereigneten, und die er vielleicht vorhersehen, aber nicht verhüten konnte. In dem merkwürdigen Briefe, welchen er nach der Schlacht schrieb, giebt er sich keinen andern Fehler Schuld, als daß er zu wenig Infanterie gehabt habe. Ob nun gleich das eigentlich kein Fehler war, indem er gewiß gern mehr zur Schlacht geführt hätte, wenn er bey der Einschließung Prags mehr hätte entbehren können: so scheint doch, nach dem was so eben gesagt worden ist, dieses Geständniß des Königs sehr richtig zu seyn.

Allein, genau genommen, ging die Schlacht weder dadurch, noch durch die Veränderung des anfänglichen Entwurfs des Königs verloren, selbst nach der Erzählung des Hrn. Verfassers. Nein, es war theils der Zufall, theils manches Versehn der Generale daran Schuld, vornehmlich, daß der rechte Flügel des Königs, wider den gegebenen Befehl, durch ein Mißverständniß, mit dem ihm gegenüber stehenden Feinde, den er blos in Furcht halten sollte, sich in ein hitziges Gefecht einließ, und also den linken und das Hülsensche Korps nicht unterstützen konnte; daß der General Hülsen den vor ihm liegenden Eichwald zwar eroberte, aber nur mit 500 Mann besetzte, welche ihn nicht behaupten konnten; daß der General Pennavair auf der ihm, wie es hier heißt, nur interimistisch angewiesenen Höhe, stehen blieb, und sich nicht weiter vorwärts zog; und daß er, da er den Befehl dazu erhielt, anstatt sogleich über die sich hinter der Anhöhe erst formirende feindliche Reiterey herzufallen, erst einen Umweg nahm, darüber zu spät kam, und, obgleich sein schwacher Angriff Anfangs glücklich war, sich doch am Ende zurückziehen mußte; daß die sächsische Reiterei ihren Vortheil absahe, und, ohne Befehl zu erwarten, in die schwachen preußischen Bataillone, die vor ihr standen, einhieb, und sie zu Grunde richtete rc. Wäre Alles dieses nicht geschehen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß der König die Schlacht gewonnen und der Feldmarschall Daun sich nach Suchdol zurückgezogen hätte, wie er seinen Generalen schon durch einen mit Bleystift geschriebenen Zettel bekannt gemacht hatte. Der Hr. Verfasser hält es für ein schweres Manöver, daß auf Befehl des

Königs während der Schlacht sein linker Flügel den Feind angreifen und dabey sich immer links ziehen sollte. Allein er erinnert sich vielleicht nicht, daß das preußische Heer in der Schlacht bey Leuthen eben dieses Manöver (nur rechts) machte, und wenn gleich hier bey Kollin mehrere Schwierigkeiten zu übersteigen waren, so würde das bey dem Muthe des Heeres auch geschehen seyn, wenn es nur nicht an Unterstützung gefehlt hätte.

V. Ueber den Rückzug des Prinzen Wilhelm von Preußen aus Böhmen.

Nach der Schlacht bey Kollin und der Aufhebung der Belagerung Prags zog sich der König etwas zurück, und theilte sein Heer in verschiedene Abtheilungen, über deren eine er seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, den Oberbefehl gab. Er war aber entschlossen, vor der Hand Böhmen keinesweges zu verlassen, sondern sich im Gegentheile noch so lange wie möglich darin zu halten. Der Hr. Verfasser tadelt S. 156 diesen Entschluß des Königs, und sagt: „blos die eiserne Beharrlichkeit desselben, trotz aller „Gefahr, sich so lange wie möglich auf Kosten seiner „Feinde in Böhmen zu erhalten, begünstigte ihre (der „Oesterreicher) Unternehmung auf Zittau, und „zog dem Prinzen die bekannten Widerwärtigkeiten „zu.“ Die Sache hat ihre Richtigkeit; ja, aus eben dieser Beharrlichkeit floß auch der Befehl, daß sich der Prinz durchaus nicht von Leipa zurückziehen solle. Allein diese Beharrlichkeit war keinesweges die Frucht

des Eigensinns oder der Leidenschaft; nein, sie hatte Gründe für sich, welche von dem größten Gewichte waren, und einem jeden sogleich einleuchten müssen. Er wollte nicht nur so lange wie möglich auf Kosten des Feindes leben, sondern auch alle Unternehmungen desselben auf Sachsen oder Schlesien verhindern, oder doch erschweren, schon dadurch, daß er in Böhmen mit seinem Heere stehen blieb, aber vornehmlich auch dadurch, daß er die vordersten Kreise von Böhmen beynahe völlig auszehrte. Es war schlechterdings nothwendig, daß er das österreichsche Heer so lange wie möglich in Böhmen zurückhielt, damit es sich nicht mit den Franzosen und Reichsvölkern, welche schon im Anzuge waren, in Sachsen vereinigte, sein Heer, welches, mit allen seinen Abtheilungen zusammengenommen, etwa noch 70000 Mann stark war, von Schlesien abschnitte, und dermaßen von allen Seiten einschloß, daß sein Untergang unvermeidlich war. Die Lage des Königs war damals die fürchterlichste, die man sich denken kann; wie man aus seinen Briefen an seine Freunde, und selbst an den Prinzen, seinen Bruder, sieht. Es ist ihm also wohl nicht zu verdenken, daß er beynahe außer sich war, als durch den unglücklichen Zurückzug des Prinzen beynahe seine ganze Hoffnung, sich gegen seine Feinde länger zu halten, vereitelt wurde. In Böhmen konnte er nun nicht länger bleiben, sondern er war gezwungen, sich nun ebenfalls zurückzuziehen; und zog er nach Sachsen, wie es wegen der Franzosen und Reichsvölker schlechterdings nothwendig war, so mußte er mit Recht fürchten, daß ihm die ganze österreichsche Macht dahin folgen würde, und wenn als-

dann die zuvor erwähnte Vereinigung vor sich ging, so war Alles verloren. Allein zu seinem großen Glücke geschahe das nicht, was er gefürchtet hatte, weil der österreichsche Heerführer das nicht that, was er hätte thun sollen.

Man hat gefragt, warum der König gerade dem Prinzen, seinem Bruder, den Oberbefehl über den bey Kollin geschlagenen Heerhaufen aufgetragen habe, und es läßt sich auf diese Frage mancherley antworten, was weder dem Könige noch dem Prinzen zum Nachtheile gereicht. Der Hr. Verfasser giebt aber S. 157 nicht undeutlich zu verstehen, es sey darum geschehen, weil der König selbst besorgt gewesen sey, er werde seinen Feinden nun nicht widerstehen können; der Prinz sich auch über die bey Kollin begangenen vermeintlichen Fehler des Königs sehr heftig herausgelassen habe; überdies es auch leicht sey vorherzusehen gewesen, daß der Prinz bey der Führung des geschlagenen Heerhaufens leicht in Verlegenheit gerathen, und sich zurückziehen würde. Bey dieser Gelegenheit habe nun der König alle Schuld des erfolgten Unglücks auf ihn werfen wollen; wie er auch wirklich gethan. — Daß auch Könige Menschen sind, und ihre Leidenschaft haben, wird wohl kein Mensch leugnen. Wenn man nun die Jugendgeschichte dieser beyden Brüder erwägt, die Stimmung des Prinzen gegen diesen Krieg mit dazu nimmt, und das wahr ist, was hier von den heftigen Aeußerungen des Prinzen über die Schlacht bey Kollin erzählt wird: so ist es wohl möglich, daß der König es nicht ganz ungern gesehen, wenn auch sein Bruder vom Feinde gedrängt wurde, in Verlegenheit gerieth und einigen Verlust

erlitte. Allein der Hr. Verf. scheint weit mehr sagen zu wollen. Er äußert sich bey dieser Gelegenheit so, daß der Leser auf den Gedanken kommen muß, der König habe eben darum dem Prinzen von Preußen den Oberbefehl über diese Abtheilung seines Heeres übertragen, damit er, von dem Feinde gedrängt, in Verlegenheit gerathen, Fehler begehen, und so in den Augen des Publikums als der Urheber alles Unglücks erscheinen sollte. Und dagegen läßt sich nun allerdings gar viel einwenden.

Einmal setzet das voraus, daß der König nach seinem Abzuge von Prag Alles für verloren gehalten, und weiter an kein Mittel zu seiner Rettung, sondern blos daran gedacht habe, die Last seiner Verschuldung auf einen Andern zu wälzen. War das nun aber wohl, nachdem er sich von der ersten Betäubung über die verlorne Schlacht bey Kollin wieder erholet hatte, jetzt noch der Fall, und war es überhaupt der Denkungsart des Königes gemäß? Hat er nicht bey so vielen andern Gelegenheiten in eben diesem Kriege, wo er auch Alles für verloren hielt, dennoch das Gegentheil gezeigt, und auch das letzte Mittel zu seiner Rettung anzuwenden gesucht? Ja selbst in dem gegenwärtigen Falle ergriff er Maßregeln, welche offenbar seine Rettung zum Zwecke hatten, und also wohl keineswegs auf das Unglück des Prinzen abzielen konnten. Er theilte bey seinem Zurückzuge sein Heer in verschiedene Haufen, weshalb ihm selbst Loyd die gebührenden Lobsprüche ertheilet. Er gab dem Prinzen zwar den Oberbefehl über den bey Kollin geschlagenen Heerhaufen, aber dieser Heerhaufe war, nachdem der erste Schrecken

vorüber war, doch kein muthloser Haufe, zumal da er ihn noch mit verschiedenen frischen Regimentern bis zu 30000 Mann verstärkte. Er ordnete ihm die angesehensten und erfahrensten Generale, z. B. einen Prinzen von Bevern, ja sogar seinen Liebling, auf den er ein großes Vertrauen setzte, bey. Würde er das Alles gethan haben, wenn er es geflissentlich darauf angelegt hätte, das Unglück des Prinzen zu bewirken, und sich selbst zu Grunde zu richten? Alle Sachverständigen behaupten mit dem General Loyd, daß sich der Prinz in dem festen Lager bey Leipa noch sehr lange hätte halten, und daß ihm der Rückzug nach Zittau nicht hätte abgeschnitten werden können. War es nun die Schuld des Königs, daß er sich nicht darin hielt? Die Instruktion des Prinzen war zwar in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, und überließ (wie eine jede Instruktion für einen Oberbefehlshaber eigentlich sollte) dem Prinzen, wenn nur der Hauptzweck erreicht wurde, nach den Umständen und nach seinen Einsichten zu verfahren. Aber man kann deshalb nicht, wie hier gesagt wird, behaupten, daß sie auf Schrauben stand. Endlich konnte wohl weder der König, noch irgend ein Mensch in der Welt vorher sehen, daß beynahe die ganze österreichsche Macht sich gegen den Prinzen wenden, und noch weit weniger, daß der österreichsche Heerführer seinen Marsch auf Zittau richten würde, weil er auf diesem Wege mit den größten Hindernissen in Ansehung des Unterhalts einer so großen Armee, ohne Magazine in einem aufgezehrten Lande zu kämpfen, und gerade die geringsten Vortheile hatte, wie auch der Erfolg zeigte, und noch mehr gezeigt ha-

ben würde, wenn nicht der König gezwungen gewesen wäre, sein ohnehin schwaches Heer noch zu theilen, und mit der einen Hälfte der französischen und Reichsarmee entgegenzugehen. Uebrigens muß wohl jedermann dem Prinzen das Zeugniß geben, daß es ihm keinesweges an Kenntnissen und Einsichten gefehlt habe, eine Armee zu führen; daß er aber zu wenig Zutrauen auf sich selbst gesetzt, und Andre zu Rathe gezogen habe, die er nicht hätte zu Rathe ziehen sollen; daß er sich zu sehr auf die Berichte unzuverläßiger Leute verlassen und deshalb Fehler begangen, ist auch nicht zu leugnen. Indessen wird wohl niemand die Härte billigen, womit er von dem Könige in der ersten Hitze behandelt wurde, obgleich die Gemüthsstimmung, worin sich der König zu einer Zeit befand, worin das Unglück von allen Seiten auf ihn losstürmte, und sein heftiges Temperament, welches durch die Feinde und Verleumder des Prinzen noch mehr angefacht worden war, ihn einigermaßen zur Entschuldigung dienen können.

VI. Ueber den Zug nach Mähren und die Belagerung von Olmütz.

Nach dem Rückzuge des preußischen Heeres aus Böhmen und nach der Vereinigung mit dem Prinzen von Preußen, theilte es der König wieder, gab die eine Hälfte dem Prinzen von Bevern, welcher sich nach Schlesien zurückzog, am 22. Nov. bey Breslau geschlagen ward, und Schweidnitz und hernach auch Breslau verlor. Mit der andern Hälfte

seines Heeres ging der König den französischen und Reichsvölkern entgegen, schlug sie den 5. Nov. bey Rosbach, eilte hierauf nach Schlesien, zog den Rest des Bevernschen Heeres an sich, schlug die ganze österreichsche Macht am 5. Dez. bey Leuthen, eroberte Breslau und hernach auch Schweidnitz wieder, gerade da man ihn schon am Rande des Verderbens geglaubt und verloren gegeben hatte. Die Erwartung war von allen Seiten gespannt, was er nun in dem nächsten Feldzuge vornehmen würde — und er ging nach Mähren und belagerte Olmütz.

Man kann nicht leugnen, daß dieses Unternehmen, welches ihn so weit von seinen Ländern entfernte, auf nicht ganz richtigen Grundsätzen zu beruhen schien, und gewissermaßen einer Bravade ähnlich sah. Allein es ist sehr wahrscheinlich, daß die Ursachen davon nicht in der Kriegswissenschaft, sondern in der Politik zu suchen sind. Der Herr Verfasser sagt S. 294, daß dieser Zug nach Mähren, nach dem unparteyischen Urtheile einsichtsvoller Feldherren, bey den obwaltenden Umständen, nicht leicht einen glücklichen Ausgang haben konnte, und daß Geld und Menschen ohne allen Nutzen verschwendet wurden.

Das kann man doch in der That nicht mit Wahrheit behaupten. Da der König vor wenigen Monaten Breslau und Schweidnitz eingenommen hatte, warum sollte er nicht auch Olmütz haben einnehmen können, wenn ihm das Glück günstig gewesen wäre. Er konnte wohl keinesweges vorher sehen, daß die Belagerung von Olmütz so schlecht würde geführet werden, als sie leider geführet wurde. Man kann es ihm also auch nicht verdenken, daß er sich

einen glücklichern Ausgang seiner Unternehmung versprach. Die Ursach, daß ihm seine Hoffnung fehlschlug, ist nicht in dem Unternehmen selbst, sondern in dem fehlerhaften Benehmen der preußischen Ingenieure zu suchen, wodurch sich die Sache in die Länge zog, und der Feind Zeit und Gelegenheit bekam, den Transport aufzuheben und zu zerstreuen. Vermuthlich zog der König nach Mähren, um Wien dadurch näher zu kommen, bey Gelegenheit durch einen Streifzug dahin den Wiener Hof in Schrecken zu setzen, und dadurch den Frieden zu erzwingen. Es fällt wohl einem jeden in die Augen, daß nach der Zertrümmerung des österreichschen Heeres in der Schlacht bey Leuthen, nach der Eroberung von Breslau und Schweidnitz, und nach den vielen Unglücksfällen, welche die Kaiserin-Königin schnell hintereinander und wider alle Erwartung erlitten hatte, sie und der ganze Wiener Hof würde in die größte Bestürzung gerathen seyn, wenn Friedrich auch Olmütz eingenommen, in das Herz ihrer Staaten gedrungen, und (wenn auch nur auf einem Streifzuge wie Haddick vor Berlin) sogar vor den Thoren von Wien erschienen wäre. Hätte er nun in dieser allgemeinen Bestürzung unter diesen Umständen der Kaiserin den Frieden angeboten, den er selbst so nöthig hatte, wer weiß, ob sie sich nicht eben so geneigt dazu hätte finden lassen, als sich zu unserer Zeit der Wiener Hof dazu finden ließ, da Bonaparte mit einem französischen Heere diese Hauptstadt bedrohete. Der Versuch, den der König in dieser Hinsicht machte, schlug zwar fehl, aber wenn ihn auch die Absicht, in der er unternommen ward, nicht so vollkommen gerechtfertiget hätte: so kann man

doch wohl nicht sagen, daß dabey Geld und Menschen ohne Nutzen verschwendet worden. Da Böhmen ausgezehret war, so zehrte Friedrich mit seinem Heere noch eine andere feindliche Provinz, nemlich Mähren, aus, zerstörte den feindlichen Operationsplan und hielt die feindlichen Heere von Sachsen und Schlesien entfernt, um, wie er selbst in seinen Werken sagt, sich den Russen mit desto mehr Nachdruck entgegenzustellen. Das war doch keine Kleinigkeit, das sollte doch wohl allerdings hier in Betrachtung kommen, wenn von dem Nutzen des Zugs nach Mähren geredet wird.

VII. Ueber die Schlacht bey Zorndorf.

Der König griff hier die Russen im Rücken, oder vielmehr in der rechten Flanke an, weil, wie der Hr. Verfasser selbst S. 314 sagt, er dort ein bequemeres Terrain, eine schöne Ebne vor sich fand, und, im Falle er geschlagen wurde, sich sicher nach Küstrin zurückziehen konnte, welche Festung alsdann seinen Rückzug deckte. Das sind nun allerdings sehr wichtige und hinlängliche Gründe, und man sollte denken, es sey nicht nöthig, noch andere aufzusuchen. Aber er setzt hinzu, der König habe die Absicht gehabt, die Russen nicht nur zu schlagen, sondern sie ganz aufzureiben, bey dieser Absicht sey freylich der Angriff im Rücken der Sache am angemessensten gewesen. Ja er giebt sogar S. 318 zu verstehen, daß die völlige Zernichtung des russischen Heeres die Hauptabsicht des Königs gewesen.

Es ist wahr, daß man diese Absicht schon gleich nach der Schlacht dem Könige schuld gab. Sie bekommt auch durch die bekannte Denkungsart desselben und durch seine sehr gegründete Erbitterung gegen die Russen einen gewissen Schein. Das ist aber auch Alles was man sagen kann, und man weiß, wie sehr oft der Schein täuscht. Höchstens würde doch diese Denkungsart, diese Gemüthsstimmung des Königs nur den Einfluß vermehrt haben, welchen vernünftigere und wichtigere Gründe auf seine Entschließung hatten, den Feind im Rücken anzugreifen; oder wenn man lieber will, so würde die Leidenschaft ihm eben das gerathen haben, was ihm die Vernunft und die Klugheit rieth. Und wer will sich nun herausnehmen, zu entscheiden, welche mehr oder weniger Antheil daran hatte? Oder wer kann beweisen, daß die Leidenschaft nur irgend einen daran hatte? Der Hr. Verfasser giebt zwar dem Könige diese grausame Absicht schuld, aber sein Beweis ist, wie er vielleicht selbst schon einsieht, äußerst mangelhaft, und noch vielem Zweifel unterworfen. Er sagt S. 315, daß Friedrich kurz vor der Schlacht den Befehl gegeben habe, keinem Russen Pardon zu geben. Es ist wahr, daß die (gemeinen) gefangenen Russen, als sie durch Berlin geführet wurden, alle glaubten, sie würden hingerichtet werden, und daß die Erbitterung der Bauern und Soldaten gegen die Russen, welche überall die größten Barbareyen und die unerhörtesten Grausamkeiten gegen die Wehrlosen, und sogar gegen Weiber und Kinder verübt hatten, überaus groß war. Es kann also selbst dem Könige bey dem Anblicke dieser Grausamkeiten und bey den Klagen des Landvolks in der

Hitze des Unwillens wohl einmal ein Wort entfahren seyn, was so gedeutet werden konnte. Aber nie ist ein solcher Befehl gegeben, oder gar der Armee bekannt gemacht worden. Vermuthlich gründet sich dieses Vorgeben auf eine zwar bekannte, aber nicht zu verbürgende Anekdote, daß ein Officier der Reiterey dem Könige verschiedene gefangene Kosaken vorgestellet, dieser aber gesagt habe: was soll ich mit diesem Gesindel machen? worauf der Officier den Degen gezogen, und Miene gemacht habe, die Gefangenen niederzuhauen, allein der König ihm sogleich zugerufen habe: Herr, was will er? — mache er keine dumme Streiche! Am besten wird indessen dieser vermeintliche Befehl durch die 3000 Gefangenen widerlegt, welche die Preußen in dieser Schlacht machten (ohne die Verwundeten zu rechnen). Es scheint, daß der Hr. Verfasser selbst den Widerspruch, worin diese Gefangenen mit dem vorgegebenen Befehle stehen, gefühlt hat, indem er sagt, die Preußen hätten nicht mehr als 3000 Gefangene gemacht. Das ist aber bey dem Aberglauben, und bey der blinden Tapferkeit der Russen, bey der Wuth der Preußen, und bey der Erbitterung, womit hier von beyden Seiten gefochten wurde, immer noch eine sehr große Zahl.

Er will ferner die Absicht des Königs, das ganze russische Heer zu zernichten, damit beweisen, daß dieser sogar den Vorschlag des Generals Ruitsch, anstatt die Russen anzugreifen, blos die bey Klein-Camin aufgefahrne und von der feindlichen Armee völlig abgeschnittene Wagenburg zu verbrennen, mit Stolz verworfen habe. Wenn diese allein hier er-

zählte Thatsache wahr ist, was doch noch nicht außer allem Zweifel ist: so konnte der König sehr vernünftige und wichtige Ursachen haben, weshalb er sich auf diese Unternehmung jetzt nicht einlassen wollte. Um die Wagenburg zu verbrennen, mußte er entweder eine verhältnißmäßige Abtheilung von seinem ohnehin nicht starken Heere dahin senden, und sich eben dadurch schwächen, und wenn ihn unterdessen der Feind angriff, sich der Gefahr aussetzen, geschlagen zu werden; oder er mußte mit seinem ganzen Heere nach der Wagenburg marschiren, und dann war es sehr natürlich, daß ihm das russische Heer folgte, und es also am Ende dennoch zu einer Schlacht kam. Allein, gesetzt auch, daß der russische Feldherr nicht für gut fand, den König anzugreifen, und es ruhig geschehen ließ, daß er seine Wagenburg verbrannte: so hätte er sich zwar so schnell als möglich nach seinen Magazinen und übrigen Vorräthen zurückziehen müssen; aber wie lange würde es gedauert haben, so wäre er wieder an eben der Stelle gewesen, und hätte den König, der, um seinen vielen Feinden zu widerstehen, immer den günstigen Zeitpunkt wahrnehmen mußte, einem oder dem andern auf den Hals zu fallen, in eine noch größere Verlegenheit gesetzt, als diejenige war, worin er ihn jetzt gesetzt hatte. Das war es eben, was der König zu fürchten Ursach hatte. Ein jeder Zurückzug der Russen, wenn er mit seinem Heere erschien, um sie anzugreifen, mußte ihm höchst unangenehm seyn, weil er in der Gegend nicht bleiben und dem Feinde nicht folgen konnte. Daher ist auch Hr. v. Tempelhoff mit Recht der Meinung, daß der russische Heerführer sich in keine

Schlacht hätte einlassen, sondern sich, sobald der König auf ihn losging, zurückziehen sollen. Allein die Heerführer aller feindlichen Armeen sammt und sonders waren so verblendet, daß sie hierin ihren wahren Vortheil verkannten, der einzige Daun etwa ausgenommen, der aber nun wieder in den entgegengesetzten Fehler fiel.

Endlich soll auch, wie hier behauptet wird, der König, durch den Anblick der feindlichen Verheerungen aufgebracht, und durch das Jubelgeschrey der Unterthanen, die ihn ihren Vater und ihren Retter nannten, geschmeichelt, mit dem freywilligen Abzuge der Russen nicht zufrieden gewesen seyn, sondern sein Zorn soll eine blutige Rache gefordert haben. Man kann so etwas freylich leicht sagen, oder nach den Umständen vermuthen, aber es ist darum noch nicht erwiesen. Daß in der Seele des Königs bey dem Anblicke so vieler Verwüstungen und so vieler Greuel manche bittre Empfindung rege werden mußte, war wohl sehr natürlich, denn er war Mensch. Aber daß aus seinem ganzen Benehmen bey dieser Gelegenheit nicht blinde Wuth, blutdürstige Rache, oder kleinliche Eitelkeit dem gemeinen Volke als Beschützer, Retter und Rächer zu erscheinen, sondern Klugheit und Ueberlegung hervorleuchtet, ist doch auch wahr. Auch kann es wohl nicht als ein Beweis der ihm schuld gegebenen grausamen Absicht angesehen werden, daß, als er den rechten Flügel des feindlichen Heeres geschlagen hatte, er es nicht dabey bewenden ließ, sondern auch den linken schlagen wollte. Denn ein halber Sieg war besonders in seinen Umständen kein Sieg, indem sich ja der Feind,

wenn er ihm dazu Zeit ließ, von seiner ersten Betäubung wieder erholen, und nun den Kampf vielleicht mit Vortheil erneuern konnte. Er stand ja noch auf dem Schlachtfelde, zog seine geschlagene Truppen an sich, und formirte sich aufs neue. Welcher vernünftige General in der Welt würde unthätig das mit angesehen, und den sehr zweifelhaften Erfolg davon (ob der Feind den Kampf erneuern oder sich zurückziehen würde) ruhig abgewartet haben? Wie kann man also den König tadeln, daß er das nicht that? sondern vielmehr, da er den Sieg in Händen zu haben glaubte, die Sache zur völligen Entscheidung kommen lassen wollte. Hätte er seine Krieger, wie der Hr. Verfasser meint, dem gewissen Tode entziehen sollen, so hätte er nicht Krieg führen müssen. Wenn er übrigens nach dieser Schlacht selbst erkannte, daß er dem General Seidlitz den Sieg zu verdanken habe: so ist doch das wohl der unleugbarste Beweis, daß sein Egoismus und seine Undeutbarkeit (die ihm hier so oft vorgeworfen werden) noch ihre Grenzen gehabt haben müssen. Auch wird ganz ohne Beweis S. 328 angenommen, daß die allerdings etwas rasche That des Obristen Wakniz auf dem Schlachtfelde (er erschoß nemlich einen preußischen Reiter, welcher einen Russen tödtete, der sich schon gefangen gegeben hatte) zur Ungnade des Königs gegen ihn etwas beygetragen habe. Allein diese Ungnade erfolgte, wie es bekannt ist, erst viele Jahre nachher. Und da sich der Gemüthskarakter Friedrichs auf keine Weise zur Grausamkeit neigte: so sollte man so etwas, was am Ende eine bloße Vermuthung ist, doch nicht der Welt als

eine Wahrheit bekannt machen, welche keinem Zweifel unterworfen.

VIII. Ueber die Schlacht bey Hochkirchen.

Die Hauptabsicht des Feldmarschalls Daun ging dahin, den König von Schlesien abzuschneiden, und die Festung Neiß zu belagern. Bisher hatte der König noch nicht nöthig gehabt, dieser Festung zu Hülfe zu eilen; aber nach gerade schien es Zeit zu seyn, mit Ernst hieran zu denken, den Feldmarschall Daun nach Böhmen zurück zu drängen, und dann nach Schlesien zu eilen. Er sandte zu dem Ende den General Retzow mit einem Korps nach Bautzen. Dieser nahm nachher das Lager bey Weißenberg; den Stromberg besetzte er mit einiger Reiterey, die sich aber jedesmal des Nachts weiter gegen das Lager zurückziehen mußte. Der österreichsche General Wehla besetzte erst die Höhen bey Hochkirchen, und bald nachher auch den Stromberg mit Kroaten und Reiterey, welches der General Retzow geschehen ließ. Eben dadurch konnte der Feldmarschall Daun, da dieser Berg die ganze Gegend beherrschte, bey Hochkirchen das vortheilhafte Lager nehmen. Der König war deshalb unzufrieden mit dem General Retzow, und dieser bekam Arrest. Der Hr. Verfasser giebt sich alle Mühe, diesen General zu rechtfertigen, und glaubt, es sey ihm Unrecht geschehen. Allein wenn man die Sache nimmt, wie sie ist: so wird er schwerlich gerechtfertigt werden können. Es ist klar, daß die Nichtbesetzung des Berges größtentheils von

dem Unglücke des Königes bey Hochkirchen die Ursach war. Denn wäre dieser Berg besetzt gewesen: so hätte Daun schwerlich gewagt, in der Gegend, welche er beherrscht, das Lager zu nehmen. Und gesetzt, er hätte es gewagt, so hätte der König den Vortheil gehabt, eine Höhe in der Gegend besetzt zu haben, welche alle übrigen beherrschte, und auf welcher die ganze Gegend übersehen werden konnte; und es hätte also nie geschehen können, was nachher wirklich geschah.

Der Hr. Verfasser entschuldiget den General Retzow damit, daß der Berg zu weit von dem Lager desselben entfernt, und ein Fluß dazwischen gewesen, daß also die Besatzung des Berges nicht wohl habe unterstützt werden können, und daß der General bey der Unterstützung Gefahr gelaufen habe, mit der ganzen österreichschen Armee in ein nachtheiliges Gefecht verwickelt zu werden. Allein da dieser General selbst anfänglich den Berg besetzte: so muß er auch selbst eingesehen haben, wie nothwendig das sey. Er handelte also darin wider des Königs Befehl und wider seine eigene Einsicht, daß er zugab, daß der Berg von dem feindlichen General Wehla besetzt wurde. Da dieser General an Mannschaften ihm nicht eben überlegen war: so hätte er doch eben das thun können, was dieser that, und den Berg wenigstens mit einigen Bataillonen besetzen. Dieser Berg war auch nicht, wie es doch hier heißt, eine ganze Meile weit, sondern höchstens, wie Hr. v. Tempelhof behauptet, nur 4000 bis 5000 Schritte vom Lager entfernt; und da über den Fluß eine Brücke geschlagen war, so

konnten diese Bataillone, so lange die Lage der Sachen so blieb, allerdings unterstützt, und der Berg behauptet werden. Als endlich Daun mit der großen österreichischen Armee ankam, war freylich die Sache anders. Allein, da der König, wie man wußte, schon im Anzuge war, Daun sich überhaupt nicht übereilte, und wohl schwerlich die schnelle Entschlossenheit gehabt haben würde, den Berg sogleich mit seiner ganzen Macht anzugreifen: so konnte er es immer darauf ankommen lassen. Der Hr. Verfasser ist zwar der Meinung, diese Nichtbesetzung des Berges preußischer Seits hätte nichts zu sagen gehabt, wenn nur der König nicht das Lager bey Hochkirchen genommen hätte. Allein der König hatte den sehr wichtigen Grund dazu, die Daunsche Armee nach Böhmen zurück zu drängen, um Neiße zu entsetzen. Er mußte ihr also immer in der Nähe bleiben. Er konnte sich auch vor der Hand von der Straße nach Bautzen nicht weit entfernen, weil er auf dieser seinen Proviant-Transport erwarten mußte, ehe er weiter gehen konnte. Und dann war er endlich hier in dem Lager bey Hochkirchen am besten im Stande, sich, wie er die Absicht hatte, einmal des Nachts in die rechte Flanke des Daunschen Heeres zu werfen, und es so nach Böhmen zu treiben.

Der König sah das Fehlerhafte und Gefahrvolle seines Lagers und seiner Stellung bey dem allen sehr wohl ein. Indessen hatte Daun in diesem ganzen Kriege ihn noch nie angegriffen, so viele Blößen er ihm auch bisweilen absichtlich gegeben hatte. Der König glaubte also bey dieser Langsamkeit, Unentschlossenheit und Aengstlichkeit des feindlichen

Heerführers nichts zu fürchten zu haben; zumal da eben dieser, als ob er sich vor dem Könige fürchte, sogar noch scheinbare Veranstaltungen zu seiner eigenen Sicherheit traf, und eben dadurch den König noch mehr täuschte. Ueberdies war das Lager nur vor der Hand genommen, und sollte in einigen Tagen wieder verlassen werden, ehe Daun mit einem Entwurfe, es anzugreifen, zu Stande gekommen wäre. Hierzu kam nun aber noch ein besonderer Umstand, davon sich das Gerücht sogleich nach der Schlacht bey Hochkirchen beynahe allgemein verbreitete, und welcher hier beynahe außer Zweifel gesetzt wird. Friedrich verließ sich nach S. 347 auf einen Mann, den er im österreichschen Heere erkauft hatte, und dessen Nachrichten bisher immer zuverläßig gewesen waren. Dieser war aber zu seinem Unglücke entdeckt, und gezwungen worden, dem Könige gerade das Gegentheil von dem zu berichten, wozu sich Daun endlich auf Zureden seiner Generale entschlossen hatte. Der König hielt also alle Bewegungen in dem österreichschen Lager, von denen er auf andern Wegen Nachricht erhielt, für Veranstaltungen zum Rückzuge. Und so kamen hier Umstände zusammen, die selbst den Vorsichtigsten und Furchtsamsten hätten sicher machen können. Wenn nun gleich die Langsamkeit, Unentschlossenheit und Aengstlichkeit des feindlichen Heerführers bey jeder Gelegenheit, dem Könige wohl keinen sehr hohen Begriff von ihm beybringen konnten: so kann man doch wieder nicht sagen, daß Friedrich blos aus Verachtung gegen Daun das fehlerhafte Lager bey Hochkirchen genommen habe, wie doch der Hr. Verfasser anzudeuten scheint.

Bey dieser Gelegenheit erwähnt der letztere mit Recht des Monuments, welches der Prinz Heinrich den Helden des siebenjährigen Krieges zu Rheinsberg errichtet hat, und worauf von dem verstorbenen General Retzow gesagt wird, daß er die preußische Armee bey Hochkirchen gerettet habe. Da der Prinz bey dieser Schlacht selbst nicht gegenwärtig war: so muß ihm das ein Andrer gesagt haben. Es würde ungerecht seyn, wenn man die Verdienste dieses Generals bey dieser Gelegenheit verkennen wollte, indem er sich allerdings auch bey allen Hindernissen und Schwierigkeiten, womit er zu kämpfen hatte, wieder mit dem linken Flügel der Armee des Königes vereinigte, den Zusammenhang wieder herstellte, und den Rückzug deckte. Allein, wären nicht die Höhen und das Defilee bey Dresa, das einzige, wodurch sich noch die Armee zurückziehen konnte, da das bey Steindörfel schon in des Feindes Händen war, noch zur rechten Zeit von dem jetzigen Feldmarschall v. Möllendorf besetzt worden, zu dem sich nachher noch einige Bataillone heranzogen: so wäre die Armee ohne Rettung verloren gewesen.

IX. Ueber die Schlacht bey Kunersdorf.

Es ist bekannt, daß Friedrich bey der größten Hoffnung zu siegen, am Ende dennoch die Schlacht verlor, und daß sich schon damals das Gerücht in der Armee und im Publikum verbreitete, er habe die Absicht gehabt, die ganze russische Armee nicht blos

zu

zu schlagen, sondern auch in die Oder zu treiben und sie ganz aufzureiben. Eben das behauptet auch (Theil II. S. 102) der Hr. Verfasser. Er sagt daselbst, der König habe einen Versuch machen wollen, das Heer dieser Barbaren von der Erde zu vertilgen, und was das Schwerdt nicht wegraffen konnte, in der Oder zu ersäufen. Nach diesem Gesichtspunkte habe er alles angeordnet ꝛc.

Daß dem Könige wohl nicht daran gelegen war, nur halb zu siegen, ist wohl für sich klar. Im Gegentheile erforderten die Umstände, worin er sich befand, eine gänzliche Niederlage dieses ihm so gefährlichen Feindes. Wer kann es ihm also verdenken, wenn er als Heerführer seine Maßregeln darnach nahm? Allein, daß er nun durchaus das ganze russische Heer entweder auf dem Schlachtfelde tödten, oder in die Oder treiben und ersäufen wollte, ist doch eine Behauptung, welche sich auf bloße Vermuthungen gründet, und durch nichts bewiesen werden kann. Es war ja zu seiner Sicherheit vor der Hand schon hinlänglich, wenn er das ganze russische Heer entweder tödtete oder verwundete, und den Ueberrest gefangen nahm. Mehr gehet auch nicht aus allen seinen Veranstaltungen hervor. Womit will man also die ihm schuld gegebene Grausamkeit beweisen, daß er diesen Ueberrest nicht habe gefangen nehmen, sondern ersäufen wollen? Weil man diese Meinung nun aber einmal von ihm hatte, hat man ihm den Vorwurf gemacht, er habe seinen Sieg zu weit verfolgt, er hätte mit den erlangten Vortheilen zufrieden seyn sollen, ohne sie zu weit zu treiben, und die Russen würden sich

alsdann von selbst zurückgezogen haben rc. — Nach der Schlacht, und nachdem diese eine so unglückliche Wendung genommen, ließ sich das freylich leicht sagen. Aber wer wird einen Heerführer blos nach dem Erfolg beurtheilen! Indessen stellt der Hr. Verfasser (S. 107) die Sache sogar so vor, als ob man schon während der Schlacht gegen den König geäußert habe, daß er seine Vortheile zu weit treibe. Alle preußische Generale, sagt er, bis auf einen, ja sogar der unternehmende Seydlitz nicht ausgenommen, wären der Meinung gewesen, der König könne mit den erlangten Vortheilen zufrieden seyn, und ein jeder habe geglaubt, daß Seydlitz der Sache den Ausschlag geben werde. — Das klingt nun in der That so, als ob der König während der Schlacht einen Kriegesrath gehalten, oder einen jeden besonders um seine Meinung gefragt hätte, ob das Treffen fortgesetzt werden solle oder nicht? Wer aber den König genau gekannt hat, wird sogleich einsehen, daß sich so etwas kaum denken läßt. Ein General mußte sich, wie ein Winterfeld oder wie ein Ziethen, schon sein ganzes Vertrauen erworben haben, den er um seine Meinung fragte, und noch seltener durfte auch selbst der angesehenste und vertrauteste es wagen, seine Meinung unaufgefordert zu äußern. Ueberdies befand sich Seydlitz in dieser Schlacht auf dem linken Flügel des Heeres und der König auf dem rechten, und kam nicht eher nach dem linken, als bis das Gefecht dort ins Stocken gerieth, die Reiterey schon angegriffen hatte, und Seydlitz schon verwundet und zurückgebracht worden war. Er hielt sich auch daselbst gar nicht

auf, sondern kehrte sogleich wieder nach dem rechten Flügel zurück. Es ist also höchst unwahrscheinlich, daß ihn der König, ehe sich das Glück von den preußischen Fahnen wandte, gesprochen haben sollte. Nachher aber war es ja zu spät.

Was nun den Vorwurf selbst betrifft: so konnte derjenige, welcher sagt, der König hätte seine Vortheile nicht zu weit treiben, auch eben so wohl sagen, er hätte sich in gar keine Schlacht einlassen, sondern, um das unschuldige Menschenblut, wie es hier heißt, zu schonen, blos mit seinem Heere gegen die Russen manövriren, und ihnen dadurch den Vorwand, nach Pohlen zurück zu ziehen, den sie suchten, an die Hand geben sollen. Allein, wenn sie nicht geschlagen wurden, oder doch einen sehr großen Verlust erlitten, so vereinigten sie sich auch noch mit dem Haddikschen Korps (nachdem sie mit dem Laudonschen schon vereiniget waren) und gingen auf Berlin los. Wollte sie nun der König davon abhalten, so war doch wieder eine Schlacht nöthig, und er hatte nur die Zeit verloren, die er damals am nöthigsten hatte; indem ja der Prinz Heinrich von dem österreichschen Heere beynahe eingeschlossen, Dresden belagert war und ganz Sachsen auf dem Spiele stand. Es war also schlechterdings nothwendig, daß der König die Sache mit den Russen so schnell wie möglich zu Ende brachte, und dann wieder zurück nach Sachsen eilte, und zugleich seinem Bruder Luft zu machen suchte. Ueberhaupt hat schon Hr. v. Tempelhof in seinem Werke das so treflich auseinander gesetzt, daß es befremdend ist, wie man diesen Vorwurf dem Könige hier aufs neue wieder machen kann, ohne auf das, was

in diesem Werke hierüber gesagt ist, doch nur im geringsten Rücksicht zu nehmen. Eben so befremdend ist es aber auch, wie es S. 113 und 115 heißen kann, der König habe sich seine Unglücksfälle, wohin er die Schlachten von Kollin, Hochkirchen, Palzig, (wo er nicht einmal gegenwärtig war, und die einer seiner Generale lieferte, den er damals für einen der besten hielt) und Kunersdorf, rechnet, selbst zugezogen. Freylich, wenn man keine Schlachten liefert, kann man sich auch nicht die Unfälle zuziehen, sie zu verlieren; wenn man aber, wie hier der Fall war, durchaus Schlachten liefern muß, so sind auch dergleichen Unfälle unvermeidlich.

Die Schlacht bey Kunersdorf ging vornemlich darum verloren, weil der König das Terrain nicht recht kannte. Daß er sich alle Mühe gab, es kennen zu lernen, ist bekannt, und eben so bekannt ist es auch, daß es ihm hierin nicht ganz gelingen wollte. Der Hr. Verfasser erzählt S. 103, daß er außer dem Major Linden auch noch einen Oberförster aus der Gegend zu Rathe gezogen, daß aber der letztere, auch bey aller Herablassung des Königes, so außer Fassung gewesen sey, daß er auf die ihm vorgelegten Fragen nicht habe eine befriedigende Antwort geben können. Weniger bekannt ist es, daß der König auch noch einen benachbarten Unterförster zu Rathe zog. Dieser war ein sehr beherzter Mann, hatte schon in den ersten schlesischen Kriegen als Fußjäger gedient, und als Unterförster im siebenjährigen Kriege das preußische Heer vor der Schlacht bey Zorndorf geführet, als es bey Güstebise über die Oder ging. Eben dieser führte auch das Heer vor der Schlacht

bey Kunersdorf. Der König hatte mehreremale mit ihm gesprochen, und schätzte ihn wegen seines gesunden Verstandes und wegen seiner dreisten und klugen Antworten. Hätte er diesen Mann nach allen den kleinen Besonderheiten der Gegend gefragt, welche, um eine gehörige Kenntniß des Terrains zu erlangen, zu wissen schlechterdings nothwendig sind: so würde er eine sehr befriedigende und hinlängliche Auskunft erhalten haben. Da er aber die Gewohnheit hatte, einen jeden nur nach dem zu fragen, was in sein Metier einschlug, oder was er seines Amts wegen wissen mußte, und man ihm nicht etwas sagen konnte, wonach er nicht gefragt hatte: so konnte dieser Mann ihm auch nur von dem Nachricht geben, wonach er fragte; und das war: wie weit der Wald gehe (in welchem die Armee aufmarschiren sollte) uud nach welcher Richtung seine Grenze fortlaufe? Der Unterförster beschrieb ihm das alles sehr genau. Der König wollte ihm aber nicht glauben, sondern sagte mehr wie einmal: der Teufel, Herr, das ist nicht wahr! Der Teufel, das kann nicht seyn! Da nun aber der Unterförster immer bey seiner Aussage blieb: so fragte er ihn: ob er sich wohl auf einer Landcharte zurecht finden könne? Und da der Unterförster dieses bejahete, ließ sich der König die Charte von dieser Gegend bringen, die er zur Hand hatte; zeigte ihm darauf den Wald, und sagte: „sieht er, „so weit geht der Wald, und diese Richtung nimmt „seine Grenze.“ Hierauf erwiederte der Unterförster mit aller Freymüthigkeit: „Ihro Majestät, die „Charte ist falsch; da und da ist alles ganz unrich„tig gezeichnet.“ Der König fuhr nun zwar immer

noch fort, der Teufel! zu sagen, aber der Unterförster merkte doch, daß er ihn überzeugt hatte. Denn er erkundigte sich nun noch genauer nach der Grenze des Waldes, redete eine Zeit lang nicht, sondern schien nachzudenken, und der Unterförster mußte, so lange die Schlacht dauerte, bey ihm bleiben. Alles dieses hat dieser Mann, der erst vor wenigen Jahren gestorben ist, mehreren von seinen Freunden erzählt.

Daß der König bey dem ersten glücklichen Erfolge, den der Angriff der Avantgarde hatte, indem sie die Verschanzungen auf den linken Flügel der Russen überstieg, den Feind herausschlug, und 70 Kanonen eroberte, den völligen Sieg davon zu tragen geglaubt habe, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Aber daß er, wie hier S. 106 gesagt wird, selbst einen Courier mit der Nachricht von einem erfochtenen Siege über die Russen nach Berlin gesandt habe, ist eine ungegründete Sage. Die Sache verhielt sich ganz anders. Es wäre wohl das erstemal gewesen, daß der König einen Courier vom Schlachtfelde nach Berlin geschickt hätte, ehe die Schlacht zu Ende war. Was hätte er auch dazu für Ursachen gehabt? da nach der Schlacht immer noch Zeit genug dazu war. Es kam aber vermuthlich gleich nach der ersten glücklichen Bestürmung der russischen Verschanzungen die Nachricht nach Küstrin, daß der König die Russen geschlagen habe, und sie verfolge. Da sich nun das Feuer aus den Kanonen und dem kleinen Gewehre immer weiter zog: so hielt man den Sieg des Königes für unfehlbar und für schon entschieden. Verschiedene angesehene Männer kamen also auf den

Gedanken, ihren Freunden in Berlin diese erfreuliche Nachricht sogleich bekannt zu machen, und fertigten deshalb eine Estafette ab, welche eine große Anzahl Briefe nach Berlin brachte, alle darin übereinstimmend, daß der König die Russen geschlagen habe und sie verfolge. Diese Nachricht, welche sich sogleich in Berlin verbreitete, hatte zufälliger Weise die Folge, daß der österreichsche General Haddik, dem sie zu Ohren kam, sich sogleich in zwey forcirten Märschen zurückzog. Und eben deshalb entstand die Sage, daß der König selbst absichtlich diese Nachricht habe verbreiten lassen, und selbst einen Courier damit nach Berlin gesandt habe, damit Haddik sich zurückziehen mögte; welches damals beynahe allgemein geglaubt wurde.

Der Hr. Verfasser erzählt: daß der General Wunsch, nachdem er während der Schlacht Frankfurt eingenommen, die russischen Flüchtlinge, welche sich über die Brücke zu retten suchten, zwar habe ziehen, aber in Frankfurt gefangen nehmen lassen, und da er dieses dem Könige gemeldet, mit der Bemerkung, daß er das für das beste Mittel halte, die geschlagenen Russen zum Rückzuge zu bewegen, so sey dieser darüber unwillig geworden, und habe befohlen, daß er Kanonen vor die Brücke pflanzen, und die dahin fliehenden Russen erschießen lassen solle, welches er auch gethan habe. — Diese Anekdote trägt so sehr das Gepräge der Falschheit an sich, daß sie kaum eine ernsthafte Widerlegung verdient. Bekanntermaßen nahm der General Wunsch erst um 5 Uhr Nachmittags Frankfurt ein, nachdem die Schlacht beynahe zu Ende war, und konnte also

auch nicht eher die Brücke über die Oder mit Geschütz besetzen. Gesetzt also, daß in der That russische Flüchtlinge, so lange der König noch siegte, welches gleich anfangs war, nach Frankfurt gekommen wären: so war ja zu der Zeit Wunsch noch nicht da, und konnte sie also weder in Frankfurt herein lassen, noch durch seine Kanonen zurück treiben, oder erschießen lassen. Ferner war es ja wegen der weiten Entfernung eine völlige Unmöglichkeit, daß der General Wunsch, als er die Stadt eingenommen hatte (um 5 Uhr) dieses dem Könige melden, und auch von ihm Befehl bekommen konnte, die Russen nicht über die Brücke zu lassen, ja sogar auch von diesem Befehle noch Gebrauch machen konnte, indem um 5 Uhr der König die Hoffnung zum Siege schon schwinden sah, und um 6 Uhr seine völlige Niederlage anfing. Es ist auch ganz unwahrscheinlich, daß während der Schlacht russische Flüchtlinge werden bis nach Frankfurt gelaufen seyn, da ja der russische Soldat damals sich eher todtschtagen, als in die Flucht treiben ließ. Endlich aber, so können weder Russen noch Preußen aus der Schlacht nach Frankfurt gekommen seyn: sonst würde ja der General Wunsch von ihnen erfahren haben, daß die Schlacht verloren sey, oder daß doch die Sachen nicht zum besten ständen. Das erfuhr er aber erst Abends, als der russische General Bülow vor der Stadt erschien, sie aufforderte, und, wie Hr. v. Tempelhof sich ausdrückt, sich sehr übermüthig dabey zeigte. An der ganzen Anekdote ist also nichts wahr, als daß der König dem General Wunsch vor der Schlacht den Befehl gegeben, Frankfurt zu besetzen,

und das russische Heer, wenn es geschlagen worden, nicht über die Brücke zu lassen. Und so verwandelt sich also die ganze dem Könige zur Last gelegte Grausamkeit in eine gewöhnliche Maßregel des Krieges, welche die Klugheit gebot.

Obgleich die Schlacht verloren ging und das preußische Heer die Flucht nahm: so ward es doch weder von den Russen noch von den Oesterreichern verfolgt. Der Hr. Verfasser schreibt das der Schonung des russischen Feldherrn zu, und macht ihm deshalb auf Unkosten Friedrichs ein Kompliment. Die Hauptursache dieser Schonung war aber wohl der große Verlust, den das russische Heer erlitten hatte. Indessen kamen allerdings auch noch andere Ursachen hinzu. Man hat schon längst gesagt, wenn der kommandirende General haben will, daß aus dem Entschlusse, den er gefaßt, oder aus der Unternehmung, die er vor hat, nichts werden soll: so darf er nur einen Kriegesrath halten. — Gerade so war es hier. Der russische Feldherr ließ, da die Preußen geschlagen waren, seine vornehmsten Generale und auch den General Laudon in einem Bauerhause zu einem Kriegesrathe einladen. Laudon und die übrigen Generale erschienen, und die Frage war: ob man den König von Preußen mit dem Ueberreste seines geschlagenen Heeres solle in Frieden ziehen lassen, oder ob man ihn verfolgen solle? Wie gewöhnlich waren die Meinungen getheilt. Da man aber ein Fäßchen Branntewein herbeygebracht hatte, um sich nach einer so schweren Arbeit zu stärken und zu erquicken: so ward so tapfer getrunken und gestritten, daß das Verfolgen des Feindes am Ende

darüber vergessen wurde, und mancher weder Freund noch Feind von einander unterscheiden konnte. Das war nun allerdings ein großes Glück für den König von Preußen. Diesen Vorfall hat der alte General Laudon wenige Jahre vor seinem Tode einem angesehenen Mann erzählt, der im siebenjährigen Kriege in der preußischen Armee gedient, bey der Schlacht gegenwärtig gewesen war, und Geschäfte in Wien hatte.

Uebrigens sind die Worte, welche der König nach dieser verlornen Schlacht mit Bleystift auf einen Zettel schrieb, bekannt, hier aber ganz falsch angegeben worden. Der Zusatz Adieu pour jamais (welcher hier verändert ist) ist authentisch. Es hieß sogleich bey der ersten Bestürzung in Berlin: man wisse nicht, wo der König sey. Als dem Feldjäger dieser Zettel eingehändigt wurde, mußte man es bey der preußischen Armee sehr wohl wissen. Das Gerücht in Berlin war also blos eine Folge des erwähnten Zusatzes.

X. Ueber die Gefangennehmung des Finkschen Korps bey Maxen.

Der Entwurf des Königs war, wie der Hr. Verfasser sehr richtig bemerkt, den Feldmarschall Daun durch das Finksche Korps, welches er ihm in den Rücken sandte, den Rückzug nach Böhmen zu versperren, und ihn zu zwingen, über die Elbe zu gehen, und sich dort durch die unwegsamste Gegenden zurück zu ziehen. Gelang dieser Entwurf

(S. 170) so konnte die österreichsche Armee beynahe völlig zu Grunde gerichtet werden. Das giebt der Hr. Verfasser selbst zu, aber er behauptet (S. 171) daß dieses ganze Projekt nicht habe zur Wirklichkeit gebracht werden können, ohne vorauszusetzen, daß der Feldmarschall Daun ganz den Kopf verloren habe.

Es ist wahr, daß das Unternehmen des Königes ein sehr kühnes gewagtes Unternehmen war. Aber wie oft hat nicht der König in diesem Kriege durch ein oder das andere Korps, welches er dem Feldmarschall Daun in die Flanke und in den Rükken sandte, ihn gezwungen, seine Stellung zu verlassen und sich zurück zu ziehen, wohin er ihn haben wollte! Auch hier würde er seinen Endzweck wahrscheinlicher Weise erreicht haben, wenn er nur das Finksche Korps gehörig und zur rechten Zeit unterstützt hätte. Denn was blieb dem Feldmarschall alsdann anders übrig, als entweder sich zu schlagen, welches er nicht wollte, oder sich durch die Gegend, welche allein ihm der König noch offen gelassen hatte, zurück zu ziehen? Ob der Prinz Heinrich durch bloße Manöver und Demonstrationen den Rückzug Dauns nach Böhmen, und die gänzliche Befreyung Sachsens, auch sogar Dresdens, bewirkt haben würde, wie hier behauptet wird, stehet sehr dahin. Daun hätte sich in Sachsen noch lange halten, und wenn er sich zurückzog, Dresden mit einer gehörigen Besatzung versehen können. Im Winter würde der König schwerlich eine Belagerung unternommen haben, und im künftigen Frühjahre hätte Daun mit einer so großen Armee leicht Mittel gefunden, der bedrängten Hauptstadt Sachsens zu Hülfe zu eilen, und sie wiederum

zu befreyen. Wir wollen indessen annehmen, daß der Prinz in der That den Feldmarschall Daun mit der Zeit aus Sachsen heraus manövrirt hätte: so war doch das nicht mit Zuverläßigkeit vorher zu sehen. Es war doch noch immer und bey den besten Vorkehrungen, welche der Prinz traf, der Erfolg äußerst ungewiß. Da nun die Denkungsarten der Menschen, so wie die Temperamente, verschieden sind, und die Maßregeln, welche ein jeder ergreift, ihm insgemein die besten und zweckmäßigsteu zu seyn dünken: so kann man es dem Könige nicht verdenken, daß er einen andern Plan entwarf, als der Prinz entworfen hatte, und zwar einen Plan, der ihn näher und schneller zum Ziele führte, für das österreichsche Heer noch weit verderblicher, und für ihn selbst noch weit vortheilhafter war. Daun hatte in diesem Kriege so oft den Kopf verloren, daß es wohl möglich war, daß er ihn auch hier wieder verlor. — Es war nur allerdings ein großes Unglück, daß der Plan nicht nur scheiterte, sondern daß sogar auch bey dieser Gelegenheit das ganze Finksche Korps gefangen wurde.

Allein auch bey allen Fehlern, welche dabey begangen wurden, war das mehr das Werk des Zufalls, als die Schuld des Königs und seiner Generale. Der König fehlte unstreitig darin, daß er dem General Fink den Befehl gab, die vier Bataillone, womit er den Posten von Dippoldswalde besetzt hatte, zurück zu ziehen. Und Fink darin, daß er diesem Befehl sofort gehorchte, anstatt dagegen Vorstellungen zu thun, und den König auf die Gefahr, abgeschnitten und vom Feinde umringt zu werden, auf-

merksam zu machen. Der König fehlte ferner darin, daß er nicht sogleich dem General Fink eine Verstärkung sandte, oder zu seiner Rettung eine Diversion machte, sobald ihm gemeldet wurde, daß nicht nur das Sincerische Korps, sondern auch die Reichsarmee marschirt sey; — und Fink darin, daß er sich nicht sogleich zurückzog, als er nicht nur die Nachricht erhielt, sondern auch bald darauf selbst gewahr wurde, daß eine so überlegene Macht von allen Seiten im Anzuge sey. Und wenn er ja stehen bleiben wollte, so hätte er wenigstens die Hohlwege bey Rheinhardsgrimme besetzt halten sollen. Er hätte sich alsdenn nicht nur weit länger halten können, sondern es stehet auch, bey den bekannten und hier zum Theil erzählten Umständen, dahin, ob nicht das ganze Unternehmen des Feindes am Ende gescheitert wäre. Allein alle diese Fehler wären von keinen so unglücklichen Folgen gewesen, wenn der König nur die Briefe und Berichte, welche der General Fink an ihn sandte, erhalten hätte. Diese Briefe waren aber zum Theil vom Feinde aufgefangen worden, und selbst den letzten und wichtigsten erhielt zwar der König, aber leider zu spät. Und gerade diese Zufälligkeiten waren die Hauptursach des Unglücks bey Maxen. Hätte er diese Briefe richtig und zur rechten Zeit erhalten: so würde er gesehen haben, wie die Sachen standen, und seinem bedrängten General entweder zur Hülfe geeilet seyn, oder ihm durch einen Angriff des Daunischen Heeres Luft gemacht haben. Das sieht man daraus, daß, als der König erst am 20. das letzte Schreiben des Generals Fink erhielt, welches er gar wohl schon am 19. hätte erhalten

können, er sofort 8000 Mann zum General Fink sandte, die aber nun zu spät kamen.

XI. Ueber die Niederlage des Fouquetschen Korps.

Kaum war das zuvor angezeigte Unglück von dem Könige verschmerzt worden; so ereignete sich schon wieder ein neues. Das Korps, welches der General Fouquet in Schlesien befehligte, ward geschlagen und beynahe ganz zu Grunde gerichtet. Die Hauptursache dieser Niederlage war wohl in der Schwäche des Fouquetschen Korps und diese wieder in der Schwäche der preußischen Armee in dem gegenwärtigen Feldzuge überhaupt zu suchen. Der König hatte in der That nur noch eine geringe Anzahl Streiter, welche er den zahlreichen und mächtigen Heeren seiner Feinde entgegenstellen konnte. Es mußte also einem Laudon an der Spitze von 30000 Mann sehr leicht werden, ein Korps von 10000 Mann zu schlagen und beynahe ganz aufzureiben. Indessen würde der General Fouquet seinem Unglück entgangen seyn, wenn ihm nicht der König den Befehl gegeben hätte, den verlassenen Posten von Landshut wiederum zu besetzen und das Gebirge zu behaupten. Die Veranlassungen dieses Befehls waren, wie hier S. 197 erzählt wird, die freylich sehr gegründeten Klagen der Gebirgseinwohner, welche den Plackereyen der feindlichen leichten Truppen beständig bloßgestellet waren, und besonders der in der Sprache der Leidenschaft abgefaßte Bericht des Ministers Schlabbrendorf, welcher den König über das

Benehmen seines Generals, und über die von ihm zur Deckung Schlesiens genommenen Maßregeln aufgebracht hatte. Ob Fouquet nun nicht auch in der That mehr hätte thun können, um den Plackereyen der feindlichen leichten Truppen Einhalt zu thun, ist sehr zweifelhaft, wenigstens läßt sich nichts darüber entscheiden. Allein eine ganz andere Frage ist, ob er deshalb gerade den Posten von Landshut besetzen und das Gebirge hätte behaupten sollen oder können, wenn er 30000 Mann mit einem thätigen General an ihrer Spitze gegen sich hatte? Das Gegentheil leuchtet wohl einem jeden ein, und mußte also bey ruhiger Ueberlegung auch dem Könige einleuchten. Der General Fouquet hätte also nur kalt Blut behalten, dem Könige, der offenbar blos durch den Schlabbrendorfschen Bericht hintergangen und aufgebracht worden war, seinen Irthum benehmen, und ihn auf die Gefahr, wenn er den erwähnten Posten behaupten wolle, geschlagen und aufgerieben zu werden, aufmerksam machen sollen: so würde sich der König in dem gegenwärtigen Falle, der mit der Niederlage des Finkschen Korps bey Maxen einige Aehnlichkeit hatte, die ihm noch schwer auf dem Herzen lag — schon besonnen haben, zumal, da der General Fouquet, wenn gleich der König jetzt über ihn aufgebracht zu seyn schien, doch bey ihm in einem solchen Ansehn stand, daß er so etwas eher als ein jeder anderer General wagen konnte. Der König konnte zwar keinen geraden und dreisten Widerspruch leiden. Allein man mußte sich nur gehörig zu nehmen wissen; man mußte den Widerspruch nur in Zweifel und Bedenklichkeiten, die man noch in

Ansehung der Sache habe, einzukleiden suchen. Wäre das hier geschehen, so würde der König auch bey allem Unwillen, den er gegen Fouquet gefaßt hatte, doch eingesehen haben, daß unmögliche Dinge nicht möglich zu machen sind. Er glaubte gewiß nicht, daß Laudon vor seiner Vereinigung mit den Russen noch etwas unternehmen würde; er wußte sicher nicht, daß Laudon sein ganzes Heer zusammengezogen habe, um über das Fouquetsche Korps herzufallen; vermuthlich war ihm auch gerade das Gegentheil hievon in dem Schlabbrendorfschen Berichte angezeigt worden, um den Beschwerden über Fouquet ein desto größeres Gewicht zu geben; vermuthlich war ihm gesagt worden, daß nur wenige feindliche Truppen in dem Gebirge ständen, und daß es dem General Fouquet leicht werden würde, diese daraus zu vertreiben. Wenigstens läßt sich hieraus allein der so bestimmte Befehl des Königs, das Gebirge zu behaupten, erklären, da der vorige weit unbestimmter gewesen war, und dem General freyere Hand gelassen hatte. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß Fouquet den König auf andere Gedanken gebracht hätte, wenn er gegen den erhaltenen Befehl Vorstellung gethan hätte. Allein das that er nun nicht, sondern er ward im Gegentheile aufgebracht über den König, er glaubte seine Ehre sey gekränkt, er fürchtete die Gunst des Königs dadurch ganz zu verlieren. — Ob dergleichen Gründe in Betrachtung kommen sollten bey einer so wichtigen Sache, als der Verlust eines ganzen Korps ist, und unter den damaligen Umständen für den König besonders war, will ich dem Urtheile des Lesers überlassen. Wie kann man

also bey dieser Lage der Sache nach S. 206 sagen, der König habe den Untergang Fouquets und seines Korps gewissermaßen vorsätzlich befördert, oder nach S. 209, dieses Korps sey ein Opfer seiner Laune geworden! Sein Vorsatz war ja, den Gebirgseinwohnern zu helfen, und nach dem Schlabbrendorfschen Berichte glaubte er, daß das gar wohl, wenigstens ohne große Gefahr für das Fouquetsche Korps, geschehen könne. Wenn er also hier ja fehlte, so war es nicht ein Fehler des Eigensinns oder der üblen Laune, sondern ein Fehler des Irthums und der Menschenliebe — in der That ein sehr verzeihlicher Fehler!

XII. Ueber die Belagerung Dresdens von den Preußen.

Daß der König durch diese unerwartete Belagerung seinen Feinden habe eine Diversion machen wollen, um das österreichsche Heer dort hinzuziehen, und es zu verhindern, etwas Wichtiges in Schlesien vorzunehmen, oder in Sachsen wieder zu erobern, was er etwa in Schlesien verlieren konnte, ist höchst wahrscheinlich. Eine Nebenabsicht war auch vielleicht, der Welt zu zeigen, daß er noch nicht völlig zu Grunde gerichtet sey, wie man sich am Hofe zu Wien und an mehreren Orten schmeichelte. Aber daß es dabey doch auch möglich war, Dresden, welches keine erhebliche Festung ist, durch einen Handstreich wegzunehmen, und daß ein Bombardement eben wegen der Anwesenheit der Königl. polnischen

Familie (von der man wohl vorhersehen konnte, daß sie es bey dem Kommandanten nicht würde an Vorstellungen und Ueberredungen zur Uebergabe dieser geängsteten Stadt fehlen lassen) dazu ein sehr zweckmäßiges und wohlberechnetes Mittel war, ist eben so wenig einem Zweifel unterworfen. In so fern wird also der König wenigstens keinen Tadel verdienen, daß er nicht, wie Hr. v. Tempelhof räth, und der Hr. Verfasser es diesem hier S. 224 nachsagt, einen Sturm unternommen. Er scheint überhaupt eine Abneigung gegen das Stürmen der Festungen gehabt zu haben. Es ist auch in der That nicht nur in vieler Hinsicht ein grausames, sondern auch sehr zweifelhaftes Mittel zur Uebergabe einer Festung, wenn die Besatzung zahlreich, gehörig auf ihrer Huth ist, und ihre Schuldigkeit thut. Das erstere war wenigstens hier der Fall, und das letztere ließ sich mit Recht erwarten. Unter diesen Umständen würde also ein Sturm vielen braven Leuten das Leben gekostet haben, und man hätte sich kaum einen glücklichen Erfolg davon versprechen können.

Der König beklagt sich in seinen hinterlassenen Werken, daß bey dieser Belagerung überall von Officieren, Ingenieuren und Artilleristen Fehler begangen worden wären. Und der Hr. Verfasser wird S. 122 unwillig über diese Aeußerung desselben, und sagt, „es sey hart, daß er Andern etwas zur Last „lege, um nur seine eigne Handlungen zu rechtfer„tigen, man könne versichert seyn, daß sich keiner „mit Willen etwas habe zu Schulden kommen las„sen.“ Es läßt sich nun freylich wohl nicht denken, daß die Herren, von denen der König hier re-

det, mit Willen, das ist, wissentlich und absichtlich, werden Fehler begangen haben. Davon ist aber hier ja nicht die Rede. Es kommt dem Könige keinesweges in den Sinn, zu behaupten, daß in seinem Heere Verräther gewesen sind, welche durch wissentliche und vorsätzliche Fehler seine Unternehmung haben rückgängig machen wollen. Allein, da alles sehr eilfertig herging: so konnten bey dem besten Willen doch wohl Fehler vorgegangen seyn, welche zusammengenommen am Ende auf die Belagerung einen sehr nachtheiligen Einfluß hatten. Wenn nun gleich der Hr. Verfasser diese Fehler nicht bemerkt hat: so könnte sie doch das geübte und geschärfte Auge des Königs sehr wohl bemerkt haben, und man kann es ihm also auch nicht verdenken, daß er sich darüber beschweret, und zu seinen getroffenen Maßregeln ein so gutes Zutrauen hat, daß er der Meinung ist, daß er ohne diese Fehler zu seinem Zwecke gelangt seyn würde. Uebrigens kann man doch auch nicht mit dem Hrn. Verf. S. 223 behaupten, daß er durch diese Aeußerung die preußischen Officiere so sehr herabgewürdiget habe. Man würdiget niemand herab, wenn man sagt, er habe einen oder mehrere Fehler begangen. Denn Irren und Fehlen ist menschlich.

XIII. Ueber die Schlacht bey Torgau.

Der Hr. Verfasser ist S. 298 der Meinung, daß unter andern auch der, wie er hier genannt wird, übereilte Angriff des Königs dem Herzoge von Holstein zur Entschuldigung dienen könne, daß er

nicht eher mit der Reiterey zur Unterstützung des Königs auf dem Schlachtfelde erschienen. Allein wenn gleich der Herzog den Angriff des Königs jetzt noch nicht vermuthet hätte, so kann man doch nicht sagen, daß sich der König dabey übereilt habe. Er mußte aus der lebhaften Kanonade und dem kleinen Gewehrfeuer, welches er hörte, nothwendig schließen, daß Ziethen schon angegriffen habe, oder gar angegriffen worden sey. Es war also schlechterdings nothwendig, daß der Angriff von Seiten des Königes auch sogleich geschahe, weil nur alsdenn ein glücklicher Erfolg von dem Unternehmen des Königes zu hoffen war. Wollte der König den Angriff so lange verschieben, bis er alle seine Truppen zusammen und in Ordnung hatte: so mußte er fürchten, daß er den rechten Zeitpunkt verfehlen, daß Ziethen, der es nun mit der ganzen Macht des Feindes (wie er voraussetzte) allein zu thun hatte, sich vielleicht mit großem Verluste würde wieder zurückziehen müssen, und daß er, der König, hernach, wenn sich nun diese Macht gegen ihn wandte, ein ähnliches Schicksal haben würde. Ein General, der sich in dem Falle des Königs befindet, ist jederzeit zu beklagen. Denn greift er, wie es hier geschahe, zu früh an, und trifft also nicht den rechten Zeitpunkt, so tadelt man ihn, und sagt, er habe sich übereilt, und greift er wieder zu spät an, und verfehlt also den rechten Zeitpunkt auf der andern Seite, so tadelt man ihn nicht weniger, und sagt, er sey nicht aufmerksam, nicht thätig genug gewesen. Und doch ist es so schwer, bey einem verabredeten gemeinschaftlichen Angriffe den rechten Zeitpunkt zu treffen.

XIV. Ueber die Eroberung von Schweidnitz durch den General Laudon.

Der Verlust dieser Festung war freylich ganz unerwartet für den König, da sie eigentlich nicht belagert worden war, sondern Laudon nur in der Nähe stand. Aber er war für ihn um desto schmerzlicher, je größer seine Hofnung gewesen war, den gegenwärtigen Feldzug glücklich zu enden. Der Hr. Verfasser tadelt ihn hier S. 378 u. f. daß er nicht in dem Lager bey Bunzelwitz stehen geblieben sey, und meint, er würde dadurch den Verlust von Schweidnitz verhütet haben. Er nennt den Abzug des Königs aus diesem Lager, ob er gleich selbst sehr erhebliche Gründe dafür beybringt, einen falschen Schritt S. 387 und einen Fehler S. 389, und meint, der König hätte doch, wenn er stehen geblieben wäre, einen Monat Zeit gewonnen, und das sey schon viel gewonnen, weil die Jahreszeit alsdann eine förmliche Belagerung unmöglich gemacht hätte. Allein es ist offenbar, daß dieser Tadel ohne Grund ist. Wäre der König noch einen Monat lang in dem Lager bey Bunzelwitz stehen geblieben, so hätte er den Vorrath an Lebensmitteln, der in Schweidnitz war, ganz aufgezehrt, und wäre nun gezwungen gewesen, eben das zu thun, was er jetzt that, nemlich sich nach Neiße zu ziehen. Es ist wahr, daß Laudon alsdann eine förmliche Belagerung dieser Festung (Schweidnitz) nicht mehr unternehmen konnte. Allein, wer hinderte ihn alsdann, auch von seiner Seite eben das zu thun, was er jetzt that, nemlich einen Sturm zu wagen; oder im Falle er das nicht

wollte, die Festung einige Wochen lang einzuschließen, dem Kommandanten die Zufuhr abzuschneiden, und ihn so zur Uebergabe zu zwingen? Man sieht also deutlich, daß der Verlust dieser Festung nicht von den (falschen) Maßregeln des Königs, sondern von andern Umständen herrührte, unter welchen die schlechte Beschaffenheit der Festung und die sehr schwache Besatzung die vornehmsten waren, wenn man auch nicht das nicht ganz tadellose Benehmen des Kommandanten in Betrachtung ziehen will. War es möglich, daß der König, als er das Lager bey Bunzelwitz verließ, den Verlust von Schweidnitz auch nur vermuthen konnte? Hatte er nicht Recht, zu erwarten, daß wenn Laudon auch Absichten auf die Festung hatte, was gar nicht wahrscheinlich war, sie sich doch so lange halten würde, bis er ihr zu Hülfe kommen konnte? Gesetzt also auch, daß er, wie der Hr. Verfasser S. 379 und 380 vermuthet, durch seinen angetretenen Marsch nach Groß-Nossen Laudon aus seinem Posten locken, ihm Besorgnisse auf Mähren und die Grafschaft Glaz erwecken wollte, und so eine Gelegenheit zu finden hoffte, ihn zu schlagen und zurück zu treiben: so ist nicht abzusehen, was darin tadelnswürdiges ist? Konnte er in dem Lager bey Bunzelwitz nicht länger bleiben, so that er recht, daß er auf andere Unternehmungen dachte, um seine Feinde zu hindern, in diesem Feldzuge noch etwas Wichtiges vorzunehmen, oder vielmehr sie zu zwingen, an ihren Rückzug zu denken.

Es ist merkwürdig, daß der Hr. Verf. daraus, daß der König den Kommandanten von Schweidnitz

nicht zur Verantwortung zog, den Schluß ziehet, der König habe den Verlust einer so erheblichen Festung mehr seinen unzeitigen Operationen und der zu geringen Besorgniß um dieselbe zugeschrieben, als dem Verhalten des Kommandanten. Das zu Rasche und Uebereilte in dieser Art zu schließen fällt wohl einem jeden in die Augen. Und wie sehr verkennt hier nicht der Hr. Verfasser die ganze bekannte Denkungsart des Königs! Er war wohl keinesweges geneigt, die Ursachen seiner Unglücksfälle in sich selbst zu suchen, so lange er sie noch wo anders finden konnte. Die Hauptursache, weshalb der König dem Kommandanten von Schweidnitz weder Vorwürfe machte, noch ihn zur Verantwortung zog, war wohl, daß er einsah, daß die Besatzung zu schwach gewesen sey, einen Sturm abzuschlagen, der von 20000 Mann unter der Anführung eines Laudon unternommen ward; auch mag der gute Einfall des Kommandanten in dem Briefe an den König vielleicht auch etwas beygetragen haben, den Unwillen des letztern zu besänftigen. Uebrigens scheint der Hr. Verfasser, wenn er über den König urtheilt, nicht immer unbefangen genug zu urtheilen. Bey der Belagerung von Dresden gab der König den Fehlern seiner Officiere, Ingenieure und Artilleristen die mißlungene Unternehmung schuld, und der Hr. Verf. tadelte ihn deshalb, und sagte, er habe nur Andern etwas zur Last gelegt, um seine eigenen (fehlerhaften) Handlungen zu rechtfertigen. Hier giebt der König den Verlust von Schweidnitz dem Kommandanten und seinen Officieren rc. nicht schuld, und der Hr. Verf. tadelt ihn nicht weniger, und sagt, der König werde wohl selbst gefühlt ha-

den, daß nicht der Kommandant und seine Officiere ꝛc. sondern er selbst und seine unzeitigen Unternehmungen an dem Verluste von Schweidnitz schuld sey. — Wie hätte es doch wohl der gute König machen sollen, um nicht getadelt zu werden!

XV. Anhang. Ueber die Erfindung der schrägen Schlachtordnung und was dem Könige dazu Gelegenheit gegeben.

Das System der Kriegswissenschaft, welches sich Friedrich II. gewißermaßen selbst schuf, wich gar sehr von dem vorhergehenden ab, vornemlich in der Anordnung der Schlachtordnung. Vorher stellten sich am Tage der Schlacht beyde Heere parallel einander gegen über; die Infanterie war in der Mitte und die Reiterey auf beyden Flügeln. Aber Friedrich verband seine Kriegsschaaren nach der Beschaffenheit ihrer Waffen, des Terrains, worauf gefochten wurde, und des Entwurfs zur Schlacht. Besonders griff er das feindliche Heer selten in der Fronte, sondern insgemein auf einem oder dem andern Flügel an, den er von vorne, in der Flanke, und hernach (indem er sich entweder rechts oder links zog) in dem Rücken anfiel, und so nach und nach das ganze feindliche Heer in Unordnuug brachte und zu Grunde richtete. Da er nun aber doch nothwendig den Ueberrest des feindlichen Heeres, welchem er in die Flanke fiel, in Furcht halten mußte: so mußte der andere Flügel seines Heeres mit dem angreifenden zwar im Zusammenhange und in einer Linie bleiben, aber sich beständ-

dig in der Entfernung halten, und sich nur nach und nach, so wie der Angreifende Vortheile erkämpfte, mit dem Feinde einlassen. Dadurch entstand nun die schräge Schlachtordnung, welche durch die Siege des Königs, und besonders durch den b y Leuthen, so berühmt geworden ist.

Es ist wohl der Mühe werth, zu untersuchen, was dem Könige zur Erfindung dieses neuen Systems der Kriegeswissenschaft Gelegenheit gegeben hat, oder wie er darauf gekommen ist. Daß die schräge Schlachtordnung schon den Alten nicht ganz unbekannt war, und daß sie einige wiewohl noch unvollkommene Ideen davon hatten, beweiset die alte Geschichte. Besonders finden sich Spuren davon in den Schlachten, welche Epaminondas bey Leuktra, Montinea und Alexander bey Jssus und Arbela lieferten. Da nun Friedrich II. die Alten so fleißig las: so könnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß er die ersten Ideen seines neuen Systems aus den Alten geschöpft habe. Allein, da er in den ersten Schlachten, welche er lieferte, keinen Gebrauch davon (besonders in den Entwürfen dazu) macht, da er darin im Ganzen genommen nicht von dem, was damals üblich und gewöhnlich war, abweicht, im Gegentheile aber doch von dem Gebrauch macht, was er von Gustav Adolf (welcher Infanterie zwischen der Reiterey stellte, um die letztere zu unterstützen) gelesen hatte: so ist es gar nicht wahrscheinlich, daß er durch das Lesen der Alten zu seiner neuen Erfindung der schrägen Schlachtordnung gekommen sey. Vielmehr scheint es, daß bey ihm die ersten Ideen dieses neuen Systems die Frucht der Erfahrung des Nachdenkens

und des eigentlichen Studiums der Kriegeswissenschaft gewesen sind. Schon Mauvillon hat in seiner Geschichte Ferdinands, Herzogs zu Braunschweig-Lüneburg, den Keim angeben wollen, woraus sich dieses System bey dem Könige entwickelt und gebildet hat. Seiner Meinung nach ist es schon in der Schlacht bey Hohenfriedberg sichtbar, worin das du Moulinsche Korps eben das that, was bey Kollin das Hülsensche, und worin das Heer des Königs eben so dem du Moulinschen Korps, wie hier dem Hülsenschen, folgen, der eine Flügel desselben sich aus dem Feuer halten, und so nach und nach die schräge Schlachtordnung gebildet werden sollte, von welcher der König sich mit Recht den Sieg versprach, und wodurch er auch schon bey Hohenfriedberg siegte.

Allein ich glaube, daß man noch etwas weiter in der Lebens- und Kriegsgeschichte dieses großen Königs zurückgehen muß, um den Ursprung dieses neuen Systems zu finden. Wenn er zur Zeit der Schlacht bey Hohenfriedberg dieses System schon erfunden hatte, oder doch mit der Erfindung desselben schon beschäftiget, schon beynahe damit zu Ende war: so muß schon vorher irgend etwas ihm dazu Gelegenheit gegeben haben. Es müssen in seinen vorhergehenden Feldzügen Begebenheiten vorgefallen seyn, welche ihn auf den Gedanken brachten, von der gewöhnlichen Schlachtordnung abzugehen, und die schräge zu versuchen. Und da ist es nun allerdings merkwürdig, daß gerade die beyden ersten Schlachten, welche der König lieferte, die bey Mollwitz und die bey Chotusitz, durch eine Bewegung nach der Flanke des feindlichen Heeres entschieden und gewonnen wurden, obgleich beyde Heere anfänglich parallel einander ge-

gen über standen. In der Schlacht bey Mollwitz war die preußische Reiterey völlig in die Flucht geschlagen, und die österreichsche Reiterey hieb schon in die preußische Infanterie ein. Die Schlacht wäre also auch bey aller Tapferkeit, womit die Preußen fochten, verloren gewesen. Allein, nachdem die preußische Infanterie vom linken Flügel sich die österreichsche siegende Reiterey vom Halse geschafft hatte, rückte sie mit einer Bewegung vor, als ob sie dem österreichschen rechten Flügel in die Flanke fallen wollte; und vornemlich dadurch ward die Schlacht gewonnen. In der Schlacht bey Chotusitz hatte sich die preußische Reiterey zwar tapferer bewiesen, sie war aber doch auf beyden Flügeln zurückgeschlagen worden; die österreichsche Reiterey hatte schon das preußische Lager geplündert, und die feindliche Infanterie war schon auf den linken Flügel der Preußen dem Regimente Prinz Leopold in die Flanke gefallen, und hatte es nach Chotusitz zurück geworfen; ja sie war sogar schon zwischen die beyden preußischen Treffen eingedrungen, und hatte das Regiment Prinz Ferdinand gewissermaßen in Unordnung gebracht. Allein, da auf dem preußischen rechten Flügel die preußische Reiterey ihre Infanterie besser unterstützt, auch die in der Flanke stehenden preußischen Bataillone die feindliche Reiterey vom Einhauen auf die Infanterie abgehalten hatten: so gelang es nicht nur der preußischen Infanterie vom rechten Flügel, über die österreichsche die Oberhand zu gewinnen, und sie zurück zu treiben, sondern sie machte auch hier wieder eine Bewegung gegen die österreichsche linke Flanke und eine Art von Schwenkung um den österreichschen linken Flügel herum, so daß sie demselben, wie überhaupt der österreichschen Armee, in den Rücken zu fallen drohete; und dadurch ward auch hier die Schlacht gewonnen.

Wenn das nun wenigstens in dem letztern Falle unter den Augen des Königs geschahe; wenn es sich hier so deutlich zeigte, daß er hier dieser Schwenkung und dort jener Bewegung den Sieg zu verdanken hatte: muß man nicht mit Recht voraussetzen, daß der König, der über alles dachte und philosophirte, auch über diese Flankenbewegung, durch welche nun schon zwey Schlachten zu seinem Vortheile waren entschieden worden, werde nachgedacht, und daß sein erhabnes Genie bald werde die Grundsätze entdeckt haben, worauf sich dieses Verfahren stützte? Es war doch wohl sehr natürlich, daß er, anstatt wie bisher sein Heer mit dem feindlichen parallel zu stellen, und hernach durch eine Bewegung nach der Flanke und um dieselbe herum, den Feind zurück zu treiben, auf den Gedanken gerathen mußte, sogleich, ohne sein Heer dem Feinde parallel gegen über zu stellen, diese Bewegung oder Schwenkung nach der feindlichen Flanke vorzunehmen, und dadurch das Treffen zu seinem Vortheile zu entscheiden. Gewöhnliche Menschen sehen freylich insgemein das nicht, was ihnen das nächste, und, wie in dem gegenwärtigen Falle, das natürlichste ist. Für ein großes Genie ist oft der geringste Vorfall schon hinlänglich, eine ganze Reihe von Ideen bey ihnen zu entwickeln, und sie auf ganz ungebahnte neue Wege zu leiten. Es ist also auch sehr wahrscheinlich, daß sich auf die angegebene Art das neue System der Kriegeswissenschaft in der Seele des Königs gebildet hat; daß er zu Hohenfriedberg den ersten Versuch im Geiste dieses Systems machte, und daß ihm dieser Versuch, da er so wohl gelang, Gelegenheit gab, weiter darüber nachzudenken, und diesem Systeme mit der Zeit eine immer größere Vollkommenheit zu geben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gebhard, Johann Georg,

Vertheidigung Friedrichs des Großen in Ansehung der Fehler, welche ihm in der Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Krieges etc. schuld gegeben werden Nebst e. Anh. über seine Erfindung d. schrägen Schlachtordnung

Berlin u.a. 1803

Bor. 333 w
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015051-1